

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei
in der Tschechoslowakischen Republik.

Bezugs-Bedingungen:

Bei Zustellung ins Haus ohne
bei Bezug durch die Post:

monatlich Kr. 18.-
vierteljährlich 48.-
halbjährig 90.-
jährlich 192.-

Abstellung von Manu-
skripten erfolgt nur bei Ein-
sendung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme
des Montags täglich früh.

11. Jahrgang.

Mittwoch, 5. August 1931

Nr. 181.

Wofür die Komu-Nazi

kämpfen.

Arbeiter sollen kein Amt bekleiden!

Der reaktionären Bourgeoisie ist es seit 1918 ein Dorn im Auge, daß einfache Arbeiter in öffentliche Stellen aufsteigen, daß die leitenden Posten in Staat und Gemeinde nicht mehr den Herren aus den „oberen“ Gesellschaftsschichten vorbehalten sind. Der übelste Klassenhaß des ausgefressenen Bürgers bricht durch, wenn er hört, daß ein Arbeiter Stadtrat, Bürgermeister, oder gar — hört! hört! — Minister geworden ist. Der Volksentscheid zur Auflösung des preussischen Landtags soll der verbündeten deutschen Reaktion, den Fürsten, Großgrundbesitzern, Schwerindustriellen die Erfüllung ihres alten Traumes, die Rückkehr zum Vorkriegspreußen des Dreiklassenwahlrechts bringen. Dementsprechend ist auch die Agitation ausgegännt. Die konservative „Kreuzzeitung“ bringt für ihre Leser — lauter Krantjunker und Schlotbarone — eine Liste von sozialdemokratischen Beamten und figelt den Klassenhaß, indem sie zeigt, daß diese Beamten und Funktionäre ebend „nur“ Arbeiter waren. Die Liste ist zugleich immerhin ein Beweis dafür, wie sehr sich die Arbeiterklasse in dem neuen Preußen durchzusetzen vermochte. Sie lautet:

- Es wurde der frühere
Kauzer Lubbing Polizeipräsident in Zortmund,
Bürochreiber Bauer Reichsanwalt,
Metallarbeiter Grzesinski Innenminister und
heute Polizeipräsident von Berlin,
Schmied Höring Oberpräsident,
Bauarbeiter Salski Polizeipräsident in Breslau,
Kauzer Hahn Landrat in Danzig,
Friseur Stammer Landrat in Bitterfeld,
Former Gebhard Landrat in Jerichow,
Kauzer Böttcher Landrat in Wolmirstedt,
Kauzer Koch Landrat in Giebichen,
Schlosser Bog Landrat des Kreises Hagenstein,
Feilenhauer König Regierungspräsident in
Frankfurt a. d. O.,
Mischhändler Kürbis Oberpräsident in Schleswig-Holstein,
Maschinenkloster Wiffell Reichsminister,
Klostermacher Schmidt Reichsminister,
Angestellter Sellmann Reichsminister,
Maschinenkloster Bülow Landrat in Steyer,
Küfer Eggerstedt Regierungsrat in Wandow,
Schriftsetzer Gerlach Landesrat in Düsseldorf,
Konkurrenz Krüger Polizeipräsident in Weidenfels,
Mechaniker Schlick Reichsarbeitsminister,
Goldschläger Stücken Reichskommissar,
Gärtner Witte Landrat in Wiesbaden,
Lehrer Angestellter Lüdemann Preussischer
Finanzminister, jetzt Oberpräsident,
Schlosser Severing Reichsminister des Innern,
Torpedobauer Schulz Ernährungskommissar in
Schleswig-Holstein,
Steindrucker Braun, Ministerpräsident in
Preußen,
Einbinder Seiner, Oberbürgermeister in
Hannover.

Damit kein Zweifel bestehe, was diese Liste
bedeuten soll, hängt das edle Blatt folgende
Bemerkung an:

„Diese Liste läßt sich endlos verlängern.
Wären nach der Regel „Schuster bleib bei
deinem Leisten“ alle diese Herren bei ihrem
ehrbaren Handwerk geblieben, so stünde es um
Preußen und um das Reich besser, da schließlich
doch etwas mehr dazu gehört, ein Reich bzw.
einen Staat zu lenken, als beispielsweise Siegel-
steine zusammenzunauern. Freiwillig wollen
diese ehemaligen — in ihrem Beruf sicherlich sehr
tüchtigen — Handwerker pp. nicht gehen, sie
müssen daher am 9. August zum Ab-
gang gezwungen werden, damit endlich
Männer die Leitung der Geschäfte des deutschen
Volkes übernehmen können, die auf Grund
ihrer Vorbildung in der Lage sind,
Staat und Verwaltungsgeschäfte zu führen.“

Für dieses schöne Ziel, daß kein Ar-
beiter ein öffentliches Amt bekleiden soll,
kämpfen kommenden Sonntag in vorder-
ster Reihe die Nationalsozialisten
ARBEITER-Partei Adolf Hitlers. Für
dieses Ziel kämpfen aber auch auf Besch
Moskaus in einer Reihe mit der Schwer-
industrie, den Junkern, Hohenzollern,
Sugenderg und Hitler die — KOMMUNI-
STEN. Psui Teufel!

Wiederaufnahme des normalen Zahlungsverkehrs in Deutschland

Rundfunkrede des Reichstanzlers.

Berlin, 4. August. (Eigenbericht.) Reichs-
kanzler Dr. Brüning hielt heute abends vor dem
Rundfunk die seit einigen Tagen angekündigte
Rede über die gegenwärtige Wirtschaftslage. Es
war nicht zu erwarten, daß er viel Neues brin-
gen würde.

Er zählte die Maßnahmen auf, die die Re-
gierung zur Wiederingangsetzung des Bank-
und Zahlungsverkehrs getroffen hat, und betonte
in diesem Zusammenhang, daß zwar eine Ver-
ständigung mit Frankreich und darüber hinaus
mit allen anderen Gläubigerstaaten Deutsch-
lands angebahnt sei, daß man aber in abseh-
barer Zeit

keine große ausländische Anleihe

erwarten könne. Deutschland sei deshalb zunächst
auf die eigene Kraft angewiesen, was aber nicht
bedeute, daß es in nationalstaatlicher Verblendung
sich von der übrigen Welt absperrt.

Die Tatsache, daß Großbanken die Hilfe des
Staates anrufen müßten, habe für diesen die
Verpflichtung geschaffen, das Bankwesen
unter öffentliche Kontrolle zu stel-
len.

Morgen wird bei den Banken der normale
Zahlungs- und Ueberweisungsverkehr wieder
beginnen.

Bei den Sparlosen stehe man vor größeren
Schwierigkeiten, da diese die anvertrauten Gel-
der in langfristigen Hypotheken angelegt haben,
die nicht ohne weiteres mobilisiert werden
können.

Zum Schluß seiner Rede beschäftigte sich der
Reichstanzler mit dem Volksentscheid. Es
handle sich dabei zwar nicht um eine Reichs-
sache, sondern um eine Angelegenheit Preußens,
aber wenn er als Staatsbürger um seine Mei-
nung gefragt werde, so müßte er antworten, daß
man ihn an der Wahlurne nicht sehen werde.

14 Prozent Einlagezinsen in Berlin.

Berlin, 4. August. Die neuen Zinssätze der
Preussischen Staatsbank (Seehandlung) für Ban-
ken und Bankiers lauten: Für täglich fällige Ein-
lagen werden 11,5 Prozent (bisher 8,5 Prozent)
vergütet. Soweit tägliche Gelder über Ultimo
August bei der Staatsbank stehen bleiben, werden
13 Prozent (bisher 9,5 Prozent) gezahlt. Für Gut-
haben auf ein bis drei Monate fest ist der Satz
auf 14 Prozent (bisher 10 Prozent) erhöht
worden.

Diskonterhöhung der National- bank.

Von 4 auf 5 Prozent.

Prag, 4. August. Mit Gültigkeit vom 5.
August setzte die tschechoslowakische Nationalbank
den Wechselkurs mit 5 Prozent (bisher betrug
er 4 Prozent), den Lombard der Staatspapiere
mit 6 Prozent und den Lombard der übrigen Pa-
piere mit 6,5 Prozent fest.

Generalversammlung der österreichischen Kreditanstalt.

Was der Geschäftsbericht zu dem 140 Millionen-
verlust sagt.

Wien, 4. August. (Eigenbericht.) Heute fand
unter außerordentlich großem Andrang der
Aktionäre die Generalversammlung der öster-
reichischen Kreditanstalt statt, in der die Ursachen
des Zusammenbruchs der Bank erörtert wurden.

Der Geschäftsbericht der Bank verweist vor
allem darauf, daß die Weltwirtschaftskrise die Bank
in Schwierigkeiten gebracht habe. Insbesondere habe
aber die Fusion mit der Bodenkreditanstalt die Bank
außerordentlich schwer belastet. Die Bank hat durch
die Fusion etwa 300 Millionen neue Debitoren er-
halten, die aber zum Teil sehr schwer einbringlich
seien, weil eine Reihe von großen Industriebetrieben
ihre Schulden nicht abzahlen kann.

Der Geschäftsbericht verweist auch darauf, daß
die ungünstige Lage auf den Aktienmärkten die Bank
außerordentlich geschädigt hat und daß sie allein an
ihrem Aktienportefeuille infolge der Kursrückgänge
nicht weniger als 40 Millionen Schilling Verluste er-
litten hat. Eine weitere Verlustquelle für die Kre-
ditanstalt lag in der Geschäftsverbindung mit den
Nachfolgestaaten. Auch die Pensionslasten der
Bank waren außerordentlich hoch und sind durch die
Fusion mit der Bodenkreditanstalt von 1,6 Mil-
lionen auf 10 Millionen Schilling im Jahr ange-
stiegen. Auf alle diese Ursachen führt der Ge-
schäftsbericht die Schwierigkeiten der Anstalt zurück.

In der Generalversammlung fand eine
lange und heftige Debatte statt, auf die
Direktor Deutsch aus der früheren Leitung
antwortete. Er verwies noch einmal auf die
außerordentlich ungünstige Lage der österreichischen
Industrie und darauf, daß mit der Zunahme der
Arbeitslosigkeit der Druck der öffentlichen Mei-
nung auf die Kreditanstalt, die Industriebetriebe
nicht durch Kreditstille zu schließen, gewachsen sei.
Durch die Fusion mit der Bodenkreditanstalt
wurde ein großer Teil der österreichischen In-
dustrie in der Bank vereint, die nun im Krisen-
jahr 1930 mit einem Schlage Tausende ver-
schiedener Industrien zu finanzieren und zu organi-
sieren hatte. So erklärte sich nun auch die Diskre-
panz der Bilanz 1929 mit jener für 1930. Die
Verluste ohne Debitoren betragen ca. 100 Mil-
lionen Schilling, abgesehen von jenen, die durch
die Bilanzreserve pro 1929 gedeckt waren. Die

Krieg dem Kriege!

„Den Krieg zu hassen ist recht. Aber es
genügt nicht, den Krieg zu hassen,
den Krieg muß man töten!“ So jagte
der belgische Genosse De Broudere auf dem
Kongress der Sozialistischen Arbeiter-Inter-
nationale in seiner großen Rede über den
Kampf um die Abrüstung und gegen die
Kriegsgefahr. Der ungeheure, minutenlange
Beifall, der diesen Worten De Brouderes
folgte, bezeugte den einheitlichen Willen des
Kongresses, diese Aufforderung zur vornehm-
sten Aufgabe der gesamten Sozialistischen In-
ternationale zu machen. In der Tat, es wäre
wenig, es wäre nichts damit getan, hätte der
Kongress bloß seinen Abscheu gegen den Krieg
bekundet und rein passiv seiner Forderung
nach Bewahrung des Friedens Ausdruck ge-
geben.

Nur Unverstand und Kurzsichtigkeit wird
leugnen, daß einer solchen Willensäußerung
der Internationale in der gegenwärtigen Zeit
eine hervorragende Bedeutung zukommt,
jedenfalls eine ungleich höhere, als ebend,
da die Kräfte der sozialistischen Arbeiterklasse
noch schwach waren und ihre internationalen
Kongresse sich darauf beschränken mußten, über
die zur Verhandlung stehenden theoretischen
und praktischen Fragen akademisch Beratun-
gen abzuhalten. Das ist heute anders, denn
wenn auch in der Internationale verschiedene
taktische Auffassungen zusammengeschlossen
sind, so ist sie doch längst darüber hinaus,
es bei bloßen Rundgebungen belassen zu müssen,
sie ist auch von mancher Unvollkommenheiten
doch praktischer Handlungen durchaus fähig
und sie ist ein Organ geworden, das zu einem
nicht unwesentlichen Teile die Außenpolitik zu
beeinflussen vermag.

Die vom Kongress beschlossene Resolution
bringt zum Ausdruck, daß alle materiellen und
moralischen Kräfte, alle Aktionsmittel des
Proletariats in den Dienst der Friedenspolitik
der Arbeiterklasse gestellt werden sollen und
sie verweist darauf, daß die Abrüstung den
Völkern wiederholt bestimmt und feierlich ver-
sprochen worden ist, ohne daß aber dieses Ver-
sprechen eingehalten worden wäre. Das Sys-
tem der Abrüstung könne nur auf der Gleich-
heit der Rechte und Pflichten begründet wer-
den, Siegervölker und besiegte Völker könnten
auf die Dauer nicht nach verschiedenen Rech-
ten behandelt werden, was aber nicht bedeuten
soll, daß die Gleichheit durch Wiederaufrüstung
der auf Grund der Friedensverträge entwaff-
neten Länder hergestellt werde. Der Kongress
hat es klar ausgesprochen: er fordert eine
wesentliche, sofortige und allgemeine Herab-
setzung der Rüstungen, die sich auf alle Rüs-
tungselemente zu erstrecken hat und sie muß
die Friedensstände, die Dienstzeit, die mobil-
isierbaren Reserven, alle Arten militärischer
Ausgaben, die Marine, die Befestigungen,
Waffen und Munition für die Streitkräfte zu
Land und zu Wasser betreffen, auch müsse das
Verbot der chemischen und bakteriologischen
Rüstungen bestätigt und wirksam gestaltet
werden. Alles dies erkennt die Internationale
nur als erste Maßnahmen an, denen das Werk
der Abrüstung weiter zu folgen hat, bis auf
der ganzen Erde jegliche Vorbereitung zum
Krieg verschwunden ist.

Herabsetzung der Rüstungen, sie bedeutet
auch eine Herabsetzung der Kriegsgefahr, die,
dessen war sich der ganze Kongress bewußt,
heute größer ist als je. Es wäre durchaus
falsch, in der Resolution nur einen Appell,
einen Ruf an den Völkerbund erblicken zu
wollen, sie ist weit mehr. Der Völkerbund hat
bis nun herzlich wenig getan, um ein größe-
res Vertrauen in seine Fähigkeit, das Werk
der Abrüstung zu fördern, gerechtfertigt er-
scheinen zu lassen. Immerhin: er ist, wie De
Broudere richtig sagte, die einzige interna-
tionale politische Organisation in der Welt und
die Sozialistische Internationale darf nichts
unversucht lassen, damit diese Organisation
der Regierungen wirksam werde. Nicht blindes
Vertrauen ist es, was den internationalen So-
zialismus hierbei leitet, er will und wird viel-
mehr alles aufbieten, um den Völkerbund und

Frage nach dem Einfluß der Bodenkreditanstalt
auf die Verluste beantwortete Direktor Deutsch
dahin, daß die Verluste in den übernommenen
Effekten A und in den übernommenen Debitoren
39 Millionen Schilling betragen haben.

Die Bomben in Oesterreich montiert?

Ansuchen um Untersuchung.

Belgrad, 4. August. Da vermutet wird, daß
die Höllemaschinen in den beiden direkten Wäg-
gonen, welche gestern in Jesenice (Kärnten) durch
Explosionen zerstört wurden, auf der österreichi-
schen Eisenbahnstrecke zwischen den Stationen
Schwarzach—St. Veit und Rosenbach eingebaut
worden sind, richtete die Laibacher Staatsbahn-
direktion an die Direktion der österreichischen
Bundesbahnen das Ersuchen, durch eine Unter-
suchung den Tatbestand erheben zu lassen. Die
Vermutung gründet sich auf den Umstand, daß
die beiden direkten Waggons (aus Berlin und aus
Paris) in der Station Schwarzach—St. Veit in
den direkten Schnellzug Schwarzach—St. Veit—
Rosenbach einrangiert wurden, die Höllemaschi-
nen aber in beiden Wagon auf die gleiche
Explosionszeit, und zwar 12.50 Uhr ein-
gestellt waren.

Nach Berichten von Augenzeugen hatte die
Explosion ein prächtiges Bild geboten. Der direkte
Wagon, in welchem die Explosion erfolgte, war in
eine Rauchwolke gehüllt. Die nach der
ersten Panik herbeieilenden Passagiere verpürzten
einen penetranten Geruch verbrennenden Fleisches.
In dem Wagonabteil zweiter Klasse, in dem sich die
Familie des Professors Dr. Brunetti befand, lagen
die verlobten Weibchen des kleinen Sohnes des Pro-
fessors und des Bankbeamten Beamter. Die Frau
des Professors lag mit einem Schädelbruch demütig-
los am Boden. (Sie ist inzwischen ihren Verletzungen
erlegen.) Ebenso hatte der Professor selbst sowie
dessen sechsjährige Tochter schwere Verletzungen davon-
getragen. Sektionschef Fijel erlitt an beiden Hän-
den schwere Brandwunden und eine Kontusion an
der linken Schläfe. Am Augenbilde der Explosion
hatte die Frau Brunettis ihre jüngste Tochter, ein
sechs Monate altes Kind, am Schöße gehalten.
Durch die Explosion der Bombe wurde das Kind
gegen das Wagengdach geschleudert, blieb jedoch wie
durch ein Wunder unversehrt.

Seit 30. Juni elf Waggons zerstört.

Belgrad, 4. August. Nach einer amtlichen
Mitteilung wurden durch die seit dem 30. Juni
verführten Bombenattentate insgesamt elf
Waggons erster und zweiter Klasse zerstört, wo-
durch ein Schaden von zehn Millionen Dinar ver-
ursacht wurde.

Die kommunistischen Vertrauensleute tun nicht mit!

Berlin, 4. August. (Eigenbericht.) Der „Formator“ hatte in einigen der größten Betriebe Berlins feststellen lassen, wie die Stimmung der Arbeiter zum bevorstehenden Volksentscheid über die Landtagsauflösung in Preußen sei. Bezeichnend ist es, daß trotz größter Bekanntheit bei Siemens von den dort beschäftigten Zehntausenden von Arbeitern ganze 31 Mann in eine kommunistische Versammlung kamen. Ähnlich ist es bei der AEG, und in der Berliner Verkehrsgesellschaft. In allen Betrieben sind die kommunistischen Vertrauensleute vollständig verstummt; die ihnen von der Parteileitung übergebenen Flugblätter werden nicht verteilt, sie lassen sich auf keine Diskussion mit den Arbeitern ein, ja in vielen Fällen haben sich die kommunistischen Vertrauensleute in den Betrieben ganz entschieden gegen die Parole zur Unterstützung der Faschisten beim Volksentscheid ausgesprochen.

Bemerkenswert ist noch, daß auch in den Stadtvierteln, die die Kommunisten bisher als ihre Hochburg bezeichneten, so im Norden und am Wedding, nichts davon zeugt, daß die kommunistische Partei Hitler und Hugenberg zum Sieg über Preußen verhelfen wollen.

die im nächsten Jahre stattfindende Abrüstungskonferenz unter dem Druck der Arbeiterklasse zu stellen. Das ist es, was der Beschluß der Sozialistischen Internationale in erster Linie besagt: es ist oberste Aufgabe aller sozialistischen Parteien, unverzüglich und mit allen Mitteln den Kampf für die Abrüstung und gegen die Kriegsgefahren aufzunehmen und jede Regierung auf das Schärfste zu bekämpfen, welche den Frieden zu stören droht. Schon die nächsten Monate, besonders aber der Anfang des kommenden Jahres werden im Zeichen großer Aktionen der sozialistischen Arbeiterschaft aller Länder für die Abrüstung stehen.

Der Kongreß hat aber nicht nur über diese Aktionen beraten, er hat auch an die Herrschenden der Welt und alle Kriegshetzer die nicht mißverständliche Warnung gerichtet: Hütet euch vor einem neuen Krieg! Hinter der Sozialistischen Internationale stehen gegenwärtig — ungerichtet ist die Zahl der Wähler — mehr als sieben Millionen organisierte Mitglieder und vierzehn Millionen sind im Internationalen Gewerkschaftsbund vereinigt. Das ist bereits eine Macht, die es ausspricht, daß ihre Warnung als leere Drohung angesehen werden könnte. Hören die Herrschenden nicht auf sie, das Proletariat wird darum nicht untergehen, dafür würde ein anderes untergehen: die kapitalistische Wirtschaftsordnung und das heutige Herrschaftssystem. Unvorstellbar ist es, daß am Ende eines neuen Krieges wieder der Kapitalismus stünde, er, den die Schuld an all dem Entsetzlichen trüge, das ein neuer Krieg hervorbringen würde, sich wieder hinüberretten sollte. Nein! Der Sozialismus will seine Ziele auf unblutigem, friedlichem Wege erreichen,

aber wenn das Furchtbare kommen sollte, wenn Kapitalismus und Imperialismus es nochmals wagen sollten, die Menschheit auf die Schlachtbänke des Krieges zu führen, so würde nicht das Proletariat, sondern der Kapitalismus die Endrechnung bezahlen.

Ubrüstung bei Bannermans.

Krise im größten Kriegsausrüstungsunternehmen der Welt. — Verschwindende Waffenschmuggelromantik.

New York, Ende Juli. Sie werden es nicht glauben, aber es ist doch so: das Revolutionsbelleterungs-geschäft in Amerika ist heute kein „Geschäft“ mehr. So behauptet wenigstens Herr Frank Bannerman — und er muß es wissen! Denn er und sein Bruder stehen an der Spitze der Firma „Bannerman u. Söhne“, die auf ihrem Gebiet das größte Privatunternehmen der Welt ist. Die Firma handelt mit Militärausrüstungsartikeln aller Art, Kanonen, Gewehren, Revolvern, Munition, Uniformen, kurz mit allem und jedem, von Tapferkeitsmedaillen angefangen bis zu Kanonenbooten, was auch nur im entferntesten Zusammenhang mit dem Kriegsgewerbe steht.

Konkurrenz Deutschland?

„Das Revolutionsbelleterungs-geschäft ging stets ganz ausgezeichnet, bis es vor wenigen Jahren plötzlich abbrach“, meint Bannerman, wie ihn der Reporter in seinem Hauptbüro auf dem Broadway aufsucht. „Die gesamten Geschütze und alle Munition, die bei den Revolutionen in Süd- und Zentralamerika verwendet werden, scheinen aus Belgien und Deutschland geliefert zu werden. Fast das gesamte Material, Maschinengewehre, Flinten, schwere Geschütze und Munition werden in der Form von Einzelteilen aus diesen Ländern nach Schweden oder Norwegen verschifft, dort zusammengelesen und dann an die Bestimmungsländer abgehandelt. Diese Länder können viel billiger als wir arbeiten und riesige europäische Jobrisen müßten zum Teil stillgelegt werden, wenn diese Exportmöglichkeit nicht vorhanden wäre.“

Erst Verzählung!

„Natürlich standen wir auch in der guten alten Zeit, da noch die Revolutionen in Rußland und Zentralamerika wie die Pilze aus dem Boden schossen, mit den Revolutionären nicht in direkter Geschäfts-Verbindung. Private kauften Waffen und Munition auf eigene Rechnung und holten selbst die getarnten Waren aus unseren Lagern ab, nachdem sie an unserm Schalter bezahlt hatten. Und wenn dann unsere Waren kurze Zeit später bei irgendeiner Revolution in Guatemala oder Mexiko zum Vorschein kamen, waren wir dadurch nicht überrascht.“

Wir haben niemals mit vollständigen Kanonenbooten und Kriegsschiffen gehandelt, wie man sich überall erzählt. Wir haben zum Beispiel einmal eine Nacht mit Geschützen und Munition für die Flotte von Haiti ausgerüstet. Natürlich haben wir auch Gewehre und ähnliches an süd- oder mittelamerikanische Regierungen im Wege ihrer Konsulate verkauft.

Ausgerechnet Pfadfinder —

Neben den Deutschen und Belgiern sind die Pfadfinder an dem Rückgang unseres Geschäftes am meisten schuldtragend. Vor Gründung der Pfadfinderverorganisationen hatten wir mit der Beilegerung von Anaben- und Jünglingsbrigaden und verschiedenen militärischen Vereinigungen von Jugendlichen viel zu tun. Aber die Pfadfinder laufen ja nur mehr Hüte und billige Zelte . . .

Nur kurzen mühten wir unser ganzes Geschäft reorganisieren. Für den Abgang kommen heute hauptsächlich unsere Bestände in Frage, die sich für Ru-

Die herrschenden Machtklassen werden gut daran tun, den eisernen Willen der vielen Millionen sozialistischer Arbeiter in allen Ländern, der Aufrüstung ein Ende zu bereiten und damit den Krieg zu verhindern, nicht zu unterschätzen.

senmüßig eignen und diejenigen, die für zivile Zwecke umgearbeitet werden können. Wir arbeiten Mannschäftsgewehre in Jagdfinten um und liefern seltene Stücke an Antiquitätenhändler und Waffensammler.

Aber die schönen Zeiten, da noch jeder veraltete Springfield-Karabiner oder jede schwerfällige Krag-Repetierflinte, die wir bei einer Aktion der amerikanischen Heeresverwaltung für einen Spottpreis erstanden, gleich nach Südamerika verkauft werden konnten, wo sie unter Bananenbäumen oder auf der sonnenüberglühenden Plaza irgendeiner Hauptstadt zu neuem Leben erwachten, sind längst vorüber. Entschwinden ist auch die Romantik der über die Grenzen geschmuggelten Colt-Revolver und Rauser-Gewehre.“

Eine Dynastie.

Indes gibt es offenbar noch genug Leute, auf die Präzisionswaffen einen gewissen Zauber ausüben, denn auch auf dem eiligen Broadway sammeln sich vor den Auslagen Bannermans stets zahlreiche Menschen an. Bannermans verfügen in der Tat über ein gewaltiges Warenlager und im Museum und im Arsenal der Firma auf der Bannerman-Insel in Hudson befinden sich noch Hunderte von Geschützen, die der Gründer des Hauses, Francis Bannerman V. nach Beendigung des Bürgerkrieges von der Regierung gekauft hat. Heute liegt das Geschäft in den Händen Francis Bannermans VII. und seines Bruders David, die es im Jahre 1918 von ihrem Vater Francis Bannerman VI. geerbt haben.

Vom Dolch bis zur Streitaxt.

Der 350 Seiten umfassende Katalog bildet eine anregende Lektüre für nach kriegerischen Ehren strebende Jugendliche oder für Seeräuberaspiranten. Denn er enthält so verschiedenartige Waren wie ein 30kalbriges Gattling-Maschinengewehr (Schiffsabjuration), sehr geeignet für unternehmungslustige Vergnügungsreisende, die in Gewässern kreuzen, wo Piratengefahr besteht“ und deutsche Radfahrad-Archibuten aus dem 17. Jahrhundert, die jedem Museum zur Zierde gereichen würden. Da finden sich die ersten Modelle von Colt-Drägerrevolvern und Hottelich-Büchsen, Vider-Maxim-Maschinengewehre, die Starlychen Flinten der Pioniere des Wilden Westens und die ersten Rausergewehre. Da gibt es algerische Dolche, Knapere aus der Zeit König Georg III., Plottensoffiziersäbel, Sarangs von den Philippinen, indische Speere, sudanesishe Breit-Schwerter, maurische Patagane, Bontol-Streitaxte und malaiische Kris — von den Regionen von Ceylon, Laos, chinesischen Schwertern und merikanischen Radaen gar nicht zu reden.

Auf der im oberen Hudson gelegenen Bannerman-Insel mit ihren mit Türmen und Zinnen versehenen Mauern, ihrem kleinen Hafen, ihren Docks und Lagerstätten gibt es aber nicht nur solche veralteten Waffen, sondern auch modernste Geschütze und hochexplosive Munition.

Und so kann man sicher sein, daß in einer Zeit, in der so viel von Abrüstung und Senkung des Krieges gesprochen wird, zumindest zwei Männer solchen Bestrebungen gegenüber von erbitterter Feindschaft erfüllt sind: die Brüder Bannerman!

Um das System.

Wenn irgend ein Beweis nötig wäre, daß das kapitalistische Wirtschaftssystem durch seine Anarchie, Desorganisation und Planlosigkeit immer und immer wieder Krisen heraufbeschwört und dadurch die Verelendung breiter Massen der Bevölkerung verschuldet wird und muß, so dürfte wohl die gegenwärtige Weltwirtschaftskrise der schlagendste Beweis dafür sein. Ein Millionenheer Arbeitsloser, stillstehende Fabriken und Betriebe, Hunger und Elend, das sind die Resultate der kapitalistischen Wirtschaftsführung. Seit Monaten zerbrechen sich die bürgerlichen Volkswirtschaftler und Theoretiker die Köpfe, um einen Ausweg aus dem Chaos zu finden, um das „System“ zu retten, das dieses Chaos verschuldet hat. Da hat man rationalisiert und modernisiert, doch der Rationalisierungskonjunktur, die durch den durch die Rationalisierung bedingten Mehrverbrauch hervorgerufen wurde, folgte allzu rasch die heutige Rationalisierungskrise, bedingt durch die Planlosigkeit der kapitalistischen Wirtschaftsführung, die das Krögen nicht sieht vor blinder Gewinnjagd. Wir haben es immer betont und wir erklären immer und immer wieder, daß nur das System, das uns heute beherrscht, einzig und allein die Schuld an allem Elend trägt.

Ein Ehrenreiter dieses kapitalistischen Systems scheint ein Herr Otto Corbach (Berlin) zu sein, der seine Weisheiten der „Reichenberger Zeitung“ vermacht hat. In seinem Leitartikel vom 25. Juli 1931 mit dem Titel „Systeme oder Hirngespinnste“ sucht er nachzuweisen, daß alles in der heutigen Gesellschaftsordnung vollkommen und gut ist, daß lediglich vielleicht „Führungsfehler“ vorkommen, aber daß ein Streit um das „System“ ja gar nicht existieren kann, da das, was man für „Systeme“ hält, eigentlich nur „Hirngespinnste“ sind, von denen man die Köpfe befreien müsse. In dem erwähnten Leitartikel heißt es:

Der Streit um die Wirtschaftskrise ist für weite Kreise ein Streit um das „System“ geworden. Die einen behaupten, das „System“ habe verfehlt, die anderen, verfehlt habe im Gegenteil keine Einschränkung und teilweise Aufhebung. Wir müssen zu einem neuen System übergehen“, rufen die Gegner des herrschenden Systems; seine Anhänger fordern im Gegenteil dessen Bestreitung von allen Hemmungen, die allein für unsere Räte verantwortlich sein sollten. Beide Parteien setzen auf Rußland, wo angeblich unter einem neuen „System“ gewirtschaftet wird. Die Freunde des neuen Rußland versichern, das neue „System“ habe aus ihm ein Paradies gemacht, wofür sie sich auf Talsachen über Talsachen berufen; die Feinde führen nicht weniger „Talsachen“ ins Feld, die beweisen sollen, daß das neue „System“ das Leben zu einer Hölle mache.

Von einer Einschränkung des kapitalistischen Wirtschaftssystems kann wohl heute noch nicht die Rede sein. Der Kapitalismus wirtschaftet heute freier und rücksichtsloser denn je. Wir kennen keine Hemmungen dieses Systems außer denen, die in ihm selbst begründet sind und die erst fallen werden, bis das System selbst fällt. Der Hinweis auf Sowjetrußland in diesem Zusammenhang ist nicht am Platze. Einmal deshalb, weil die Durchführung des Fünfjahres-Planes in der UdSSR ja erst die Industrialisierung dieses Landes bedeutet, weil also die Krise, in der sich derzeit die Sowjetrepublik befindet, hervorgerufen ist durch den Mangel an notwendigen Industrieerzeugnissen u. dgl., während die Krise der westeuropäischen Industrieblöden, Amerikas usw. eine Krise des Ueberflusses

Pfeile aus dem Jenseits.

Von Hans-Herbert Varlen.

Copyright Greiner & Co., Berlin NW. 6. Sie starb am Rande des Horizonts. Sie starb auf der Unendlichkeit der See vor mir. Sie starb in der Tiefe der Fjorde, wo sie noch eben mit goldenen Lichtern gelebt hatte, und sie . . . starb zu meinen Füßen. Das Meer war rot von ihrem Blut . . . sie verströmte ihr Leben . . . und der Tod schluchzte in den Wellen zu meinen Füßen . . . Er schluchzte selbst über das große, gewaltige, blutige Sterben der Sonne . . . Er schluchzte in den Wellen, er schluchzte in den Winden . . . Goldene Tränen fielen von den kleinen Rippen, die einsam und traurig in dem rötlichen Wasser standen . . . und seltsame Gedanken kamen mir. Gedanken von Toten . . . doch davon handelt mein Lied.“

Clay sah um sich. Er sah in die ergriffenen Gesichter. Jemand etwas war in der Stimme dieses Bings, das erschütterte. Clay sah auf den Commander. Sein Gesicht war starr wie eine Maske. Nur die Augen lagen hell und klar wie Zeitknöpfe in diesem Gesicht. Clay konnte nicht erkennen, was diese Augen plötzlich so scharf und aufmerksam machte.

Clay warf noch einen schnellen Blick auf Torre, der ihm zur Rechten saß. Torre saß steif und gerade in seiner hölzernen Würde da. Aber auch sein Gesicht wirkte seltsam maskenhaft auf Clay. Es war fast kein Leben in diesem Gesicht. Trotzdem erschien es Clay, als wenn die Maskenhaftigkeit bei dem Commander und Torre durch eine gleiche Willensäußerung bedingt würde. Diese Willensäußerung aber war die, daß beide mit aller Macht irgendein anderes Gefühl das hinter dieser Maske lag, verbergen wollten.

Es muß das Kerzenlicht sein, das mich narret, dachte Clay, denn er sah jetzt diese Bewegungslosigkeit im Gesicht Lundbergs. Lundbergs Gesicht sah aus wie das eines lachenden Fauns. Aber eines Fauns aus Stein. Keine Muskel zuckte in seinem Gesicht. Aber etwas anderes sah Clay, daß Lundbergs Finger irgend etwas in der Tasche umkrallt hielten. Eben zuckte seine Hand ein wenig hoch. Etwas Schwarzes fuhr aus der Tasche hervor. Clay zweifelte keinen Augenblick, daß dies Schwarze ein Revolverknopf sei. Nur ein Gesicht war gelöst und friedlich. Das war das Gesicht von Tara.

Aber nun wußte auch Clay, daß es nicht das Kerzenlicht war, das die Gesichter der Männer so maskenhaft machte.

Bings Gesicht lag im Schatten, denn sein Kopf stand vor den Leuchtern. Bing holte jetzt aus der Tasche eine kleine Flöte und begann ihr eine fliegende Melodie zu entlocken.

Aber das Klagen der Melodie war nur ganz kurz. Es war nur wie das Aufschluchzen eines Menschen. Vielleicht schluchzte so ein Mensch, bevor er starb.

Dann wurde aus dieser Melodie etwas, was Clay nicht verstand. Ein seltsamer Rhythmus fiel da aus der Flöte. Ein Rhythmus, den Clay nicht verstand und der ihm nichts sagte. Dieser Rhythmus wurde immer wilder. Schritte sprangen auf und erstüßten wieder. Jemandes grollte eine unbekannte Macht in einer noch unbekannteren Sprache. Immer wieder kamen späte Schreie, die unangenehm nach Clay stachen. So hämmerte ein Specht. So schrie vielleicht eine Antilope. Ein Affe brüllte im Dschungel. Das konnte der Schrei eines Jaguars sein. Jetzt rauschte es wie Regen. Und dann trachten Aeste. Immer wieder kamen die ungemein späten, schmerzhaft das Ohr erschütternden Schreie.

Diese Musik war für Clay zu modern. Er verstand nicht das Geringste von ihr. Sie ärgerte

ihn sogar ein wenig, und er dachte, daß diese Musik eine Sache sei, die unbedingt etwas mit —ismus zu tun haben müsse . . . Futurismus . . . Kubismus . . . Primitivismus . . . Der Teufel, er verstand einen Dreck davon, und so würde es wohl den anderen auch gehen.

Er drehte sich ärgerlich um. Er wollte sich die Bestätigung seiner Ansicht von den anderen Gesichtern holen.

Aber als er diese anderen Gesichter sah, war es ihm, als schlug ihm eine Hand mitten aus dem Dunkel heraus ins Gesicht. Er sah hier wieder etwas, was er nicht begriff und was ihn plötzlich mit jäher Angst erfüllte.

Die Masken waren verschwunden. Die wahren Gesichter waren da. Diese Gesichter waren hüllenlos und erschreckend nackt. Ihre Nacktheit aber zeigte alle Merkmale eines Entsetzens.

In diesem Entsetzen sprangen die Augen wie kleine erschreckte Flammen auf und ab.

Der Commander biß in seine Lippen, daß Clay einen Blutstropfen langsam über das Kinn herunterrutschen sah. Lundbergs Wächeln war verschwunden. Seine Junge hing ein wenig dick und schwer zwischen den Lippen wie bei einem Schlagflüssigen. Seine Augen quollen fast aus den Höhlen. Dies Gesicht war widerlich in seiner Angst anzusehen.

Ueber Torres Gesicht lief der helle und blaue Schweiß. Dies Gesicht war nicht mehr als Holz. Es war das Gesicht eines Menschen, der ganz plötzlich dem Tod ins Gesicht schaut und keine Rettung mehr sieht.

Nur Tara machte ein gelangweiltes Gesicht. Clay hatte die Ueberzeugung, daß sie irgendein Tapetenmuster zählte, denn ihre Lippen bewegten sich.

Clay fühlte, wie plötzlich ein Wirbelwind von Gedanken über ihn herfiel. Sein Gehirn arbeitete fieberhaft in diesem Sturm, um den richtigen Gedanken zu erfassen.

Was ging hier vor sich?

Was sahen diese Leute?

Es war kein Zweifel, daß es die Musik nicht sein konnte, die sie so erschütterte, denn diese Musik war nicht, was eine menschliche Seele erschüttern konnte. Diese Leute mußten irgend etwas sehen, was hinter Bing vor sich ging.

Hinter Bing mußte irgendwie eine Gefahr lauern, die er, Clay, nicht sah.

Aber es mußte auch eine Gefahr sein, die nicht nur Bing, sondern auch sie selbst bedrohte. Clay kannte diesen Ausdruck von Todesangst, der sich aber nur in diesem Maße einstellte, wenn man selbst bedroht war.

Aber warum machte niemand auf die Gefahr aufmerksam? Warum sahen sie alle stumm da? Warum versuchte keiner eine Abwehr der Gefahr?

Clay fühlte sich plötzlich beobachtet. Er sah auf. Sein Gesicht traf das Gesicht Lundbergs. Lundberg lächelte ihn an. Lundberg nickte sogar mit dem Kopf, als wenn er sagen wollte: . . . gute Musik das? . . .

Clay sah, daß nie das Lachen Lundbergs lügenhafter war als in diesem Moment. Die Lippen Lundbergs zuckten dabei, und er sah, daß der Revolver Lundbergs halb aus der Tasche gezogen war.

Wieder fühlte Clay, wie schwankend der Boden war, auf dem er kämpfte, und daß er selbst jeden Moment von diesem trügerischen Boden wie von einem türkischen Meer verschlungen werden konnte.

Clay wußte, er würde diese Anspannung der Nerven nicht mehr lange ertragen können. Er würde irgend etwas tun müssen, was ihm Klarheit brachte, wo seine Gegner in diesem Spiel saßen. Aber Clay wußte auch, daß dieses Tun eventuell seine Vernichtung sein konnte, denn alle Einsätze in diesem Spiel schienen auf Tod zu lauten.

(Fortsetzung folgt.)

an Produkten ist. Und es ist gerade ein Charakteristikum der Wirtschaft des kapitalistischen Systems, daß trotz Überflutung an allem Hunger und Elend herrschen. Der Hinweis auf Zowjetrußland ist aber auch nicht am Platze, weil der Staatkapitalismus der ZSSR durchaus noch nicht das Wirtschaftssystem bedeutet, das die Sozialisten an Stelle des kapitalistischen setzen wollen.

Nach müdet uns die Frage des Verfassers an: Spielen nun aber wirklich „Systeme“ im politischen Leben die große Rolle, die ihnen im Streit der politischen Meinungen zugeschrieben wird? Ist wirklich das „System“ immer schuld, wenn etwas schief geht? Könnte es nicht etwa sein, daß die Weltwirtschaftskrise in großen Umfang auf Führungsschwächen zurückzuführen ist, mit denen eine Volkswirtschaft nach jedem „System“ zugrunde gerichtet werden kann?

Im kapitalistischen Wirtschaftssystem ist es eben begründet, daß die „Führer“ frei schalten und walten können, daß sie niemandem verantwortlich sind, daß sie auf Kosten der Arbeiter und Angestellten spekulieren, rationalisieren und modernisieren können, wenn nur ihr Gewinn wächst. Derartige Führungsschwächen sind eben nur im gegenwärtigen Wirtschaftssystem möglich, sind in ihm begründet und werden mit ihm beseitigt werden. In einer Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, in der die „Führer“ der Gesamtheit gegenüber verantwortlich sein werden, werden solche Fehler vermieden werden. Es geht also nur um das System!

Eine weitere Argumentation des Herrn Corbach soll die Tatsache sein, daß dem kapitalistischen Wirtschaftssystem jede Systematik fehlt. Zur Bekräftigung seiner Behauptung zitiert er einige Widersprüche auf, die uns längst bekannt sind und die eben eine Bestätigung des kapitalistischen Systems darstellen, daß ja durch seine Planlosigkeit, durch seine Desorganisation und durch seinen Anarchismus bekannt ist. Wir wollen unseren Lesern diese Art von Argumentation nicht vorantreiben und bringen sie zum Abdruck. Herr Corbach schreibt:

Die vermeintliche Systematik, die das Wirtschaftssystem in den sogenannten „kapitalistischen“ Staaten regeln soll, ist in Wirklichkeit ein Märchen. Es gibt in den Vereinigten Staaten mächtige „Kapitalisten“, die an ein „Evangelium hoher Löhne“ glauben, während in europäischen Ländern die Arbeitgeber den „Kapitalisten“ im Gegenteil ihr Heil darin suchen, die Löhne immer tiefer zu drücken, trotzdem sie dadurch den Absatz ihrer Waren immer schwieriger gestalten. Wirgt es etwa an dem mythischen kapitalistischen „System“, daß eine rationelle Ausnützung moderner Technik in Europa noch mit Schwierigkeiten ringt, die die von kulturellen Traditionen unbefangenen überseeischen Kolonialvölker seit hundert und mehr Jahren überwunden haben? Hätte es nicht gerade kapitalistischem Gewinnstreben entsprochen, wenn die kontinentaleuropäische Wirtschaft gleich von Beginn des Maschinenzeitalters an einträglich organisiert worden wäre? Hat es irgendwas mit dem „System“ zu tun, wenn in europäischen kapitalistischen Ländern die Landwirtschaft immer noch vorwiegend Kleinbauern betrieblen wird, in den überseeischen Kolonialländern hingegen längst nach industriellen Prinzipien, die neuerdings zu ihrer durchgängigen Mechanisierung führen?

Der Verfasser hat uns dadurch erspart,

Beispiele aufzuführen, die die Planlosigkeit kapitalistischer Wirtschaftsführung bekräftigen sollten.

Herr Corbach hält sich darüber auf, daß die Staatsmänner nicht das Notwendige unternehmen, um eine genügende Kontrolle über das „Finanzkapital“ auszuüben und weist ihnen vor, daß sie nicht die nötige Intelligenz und das unerschöpfliche Talent besitzen. Als ob er nicht wüßte, daß diese Staatsmänner ja eben von den Parlamenten bestellt werden, in denen die Bourgeoisie die Mehrheit hat und daß daher schon viel auf dem Spiele sein muß, wenn sich diese Staatsmänner dazu entschließen, Maßnahmen zu treffen, damit die Volkswirtschaft nicht gar zu sehr geschädigt wird! Aber ansonsten ist ihnen die kapitalistische Wirtschaftsordnung heilig und unantastbar.

Der Streit um das richtige Wirtschaftssystem interessiert den Chroniker der kapitalistischen Wirtschaftsordnung nicht, wichtiger sei vielmehr „die Befreiung der Köpfe von

Sirangespinnsten, die sie für Systeme halten.“ Und anschließend fährt er fort:

„An die Front des Kampfes gegen die soziale Not gehören Menschen mit warmem Herzen und klarem, vorurteilsfreiem, kühn urteilendem Kopf, und bevor irgendwelcher Systemwandel theoretischer Orientierung Platz greifen kann, muß eine Verdrängung von Trümmern mittelalterlich feudaler Herkunft das Denken der breiten Massen erst für wirklich fruchtbare neue Ideen aufnahmefähig machen.“

Was damit gemeint ist, kommt nicht klar zum Ausdruck. Wer es mit dem Kampfe gegen die soziale Not ernst meint, wer bestrebt ist, wirklich aufrichtig bestrebt ist, die Notlage der breiten Massen, die durch das heutige „System“ verursacht wurde, zu beseitigen, der muß eben mithelfen, dieses System, das kapitalistische Wirtschaftssystem, zu bekämpfen, es zu beseitigen und an seine Stelle die sozialistische Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung zu setzen! B. S.

Hitlermanieren in der Tschekoslowakei.

Planmäßiger Überfall auf Rote Falken bei Eger.

Eine Gruppe von zwölf Jungfalken der Kinderfreunde Eger, sämtlich Kinder von 10 bis 12 Jahren, unternahm am Sonntag, den 2. August unter Führung eines Falkenführers eine Wanderung nach Liebenstein, von wo sie nachmittags wieder den Heimweg antraten. Zwischen Eichelberg und Markhausen führt ein Feldweg nach Markhausen. Dieser Weg führt durch eine Bodenervertiefung. Als nun die Falken mit ihrem Führer, dem Jugendgenossen Bernath diese Stelle passierten, stürzten sich plötzlich fünf Burschen im Alter von 20 bis 25 Jahren, die hinter Kornpuppen versteckt lagen, auf die Gruppe.

Ein 12jähriges Mädchen zu Boden gestoßen.

Unter furchtlichem Indianergeheul warfen sie sich auf die Kinder. Neben dem Brüllen „Doch die Internationale“ schrien die Banditen „Die haun wir nieder! Nehmt ihnen den Wimper weg“ usw. Unter den Kindern entstand eine Panik, die Buben und Mädchen liefen vor den Ertröschern davon. Dabei wurde die 12jährige Scheerbaum von einem der Unholden zu Boden geschlagen. In ihrer Angst lief sie trotz großer Schmerzen den übrigen Kindern nach. Wie diese Wegelagerer gehaust haben, geht schon daraus hervor, daß die Überfallene beim Sturze einen Ohrring verloren hat.

Der Jugendgenosse Bernath mit einem Dolch bedroht.

Nachdem diese Helden die Kinder verjagt hatten, überfielen sie den Jugendgenossen Bernath. Von allen Seiten wurde er umzingelt und festgehalten. Die Banditen stießen Drohungen aus und besonders einer der Wegelagerer rief: „Du kommst lebendig nicht mehr nach Eger, Dich erlöste ich!“

Ein anderer dieser Helden schrie in einem fort: „Nun ihm den Schädel ein“ — „Schlag ihn nieder“.

Genosse Bernath versuchte auf seine Bedränger beruhigend einzuwirken. Er wurde aber festgehalten, gestochen, obwohl er keinen Schritt tun konnte, und mit brutaler Gewalt erbielt er dann einen Schlag in das Kreuz, so daß er in die

Knie sank. Dabei bemerkte er, wie der Angreifer, der ihn mit dem Erschlagen bedrohte, einen Dolch gegen seine Brust richtete. Unter Ausbittung seiner ganzen Kraft setzte sich nun der Überfallene zur Wehr. Es gelang ihm, sich frei zu machen und zu entfliehen. Die Banditen verfolgten ihn noch eine Strecke und blieben dann zurück. Wahrscheinlich nahmen sie an, daß mittlerweile die Kinder die Bevölkerung von Markhausen alarmiert hätten. In der Hand des Wegelagerers verblieb der rechte Kernel des Wankers des Genossen Bernath.

Der Überfall organisiert.

Daß der Überfall organisiert war und daß außer den Angreifern noch andere Personen mitgewirkt haben, kam den Angegriffenen erst später zum Bewußtsein. Kurz vor der Stelle, wo der Überfall ausgeführt wurde, teilten sich die Wege. Die Jungfalken wollten den kürzeren Weg nehmen. Zwei Burschen, die gerade vorbeigingen, sagten aber den Kindern, der Weg sei falsch; sie mögen nur den Feldweg gehen, dieser sei der richtige. So wurden die Jungfalken in die vorbereitete Falle gelockt.

Die Strauchritter — Falckenkreuzler.

Alle fünf Angreifer zeigten ihre politische Zugehörigkeit und dokumentierten zu gleicher Zeit damit, welche Erziehung sie dort genossen. In ihren Knopflöchern prangten außer schmalen Bändern in der Farbe der Deutschnationalen die Falckenkreuze. Einer von diesen seinen Burschen trug außerdem noch seinen Turnerausatz mit dem Turnerauszeichen.

Wie weit die Erziehung bei den Falckenkreuzlern nach dieser Richtung gediehen ist, muß aus diesem schändlichen Überfall auf schulpflichtige Kinder wohl klar ersichtlich sein. Die Hitlermethoden in Deutschland, den politischen Gegner niederzuschlagen, sollen wahrscheinlich auch bei uns eingeführt werden. Schon mehren sich die Anzeichen dafür, daß die Falckenkreuzler ganz systematisch die Strauchrittermanieren ausprobieren. Wiederholt wurden ja bereits Parteigenossen von Falckenkreuzlern angefallen und blutig geschlagen. Jetzt ist man bereits soweit, auch

Wo der Faschismus regiert.

Wenn keine Notwendigkeit hinrückt, der weiche Italien. Denn einige Tage in diesem Lande zu verbringen, ist besonders für den Sozialisten eine höllische Qual. Das fängt gleich an der Grenze an. Das „Regime“ ist im „anno IX“ verfallen denn je. Was man schon bei früheren Gelegenheiten durch die Zahl der Uniformierten aller Art etwas aus der Fassung gebracht, so steht man heute, wie entwicklungsunfähig solch ein Unfug ist. Da spazieren am Grenzbahnhof gleich einige Paare der zweispitztragenden Karabinier, dann zwischen die hahnenschwänzigen Versaglieri, dann zahlreiche Jöllner und über all dem die eigentlichen Schwarzhenden, die faschistische Miliz. Alle bis an die Zähne bewaffnet, mit kurzen, etwas komisch geformten Karabinern, Revolvern, darüber die Patronenriemen. Fast wohin man blickt, steht ein Bewaffneter dieser oder jener Art und man hat das Gefühl, es kontrolliere einer den andern, sie alle aber seien dazu bestimmt, weniger das Verbrechen als vielmehr die Gefinnung der Mitbürger zu verfolgen.

Das zeigt sich ganz drastisch im Zug. Da sind also zunächst, wie allgemein üblich, die Schaffner. Mit ihnen geht der bewaffnete faschistische Milizionär und augt, ob in den Abteilen nicht Einheimische mit den Fremden oder umgekehrt etwa das „Regime“ geistig bedrohen könnten. Raum sind sie fort, erscheint schon ein Herr in Zivil, dessen stinkender Beruf man allerdings schon von weitem erkennt: ein Zivilspigel, der sich den Ansehen gibt, ganz unbedeutend im Zug zu spazieren und dabei höchst auffällig von Tür zu Tür turnt, das Gesicht immer dem Abteil zugewandt. In den Stationen versammeln sich dann die Uniformierten mit den Zivilspigeln einträchtig beim Stationskommando der Eisenbahnmiliz und erhalten dort ihre Berichte. Was sie berichten, ist schleierhaft. Denn in den Zügen wird kaum gesprochen und wenn, so vom Weiter oder vom Essen. Eines mißtraut dem andern, jeder wittert im Nachbarn den Verräter, und zu den acht bis zehn bekannten Stützen des „Regimes“, die uniformiert auf Kosten der Allgemeinheit den Zug begleiten, zu den fünf bis

zwanzig Schwarzhenden, die auf jedem Bahnhof herumlungern und mit dem Gewehr neben den Bahnwächtern „Dienst“ machen, können sich noch viele Lumpen stellen, die ihren schmutzigen Spitzelberuf wohl zu verbergen wissen. Es ist das furchtbarste Ergebnis des faschistischen Regimes, daß es aus dem lustigen Volk der Kinder ein schweigendes und mißtrauisches, weil verfluchtes Volk gemacht hat.

Und ob man will oder nicht, man unterliegt bei seiner Beurteilung doch dem allgemeinen Eindruck, daß es sich bei allen Kennerungen des Lebens eben um Faschisten handelt. Es gibt viel Schmutz, viel Unordnung, viel Bettelei in Italien. Das hat es auch früher gegeben. Aber man lieh es passieren, dachte sich, es seien eben Kinder des Südens, die das Leben anders nehmen als die Nordländer. Doch jetzt geht man kritischen Auges durch das Land. Man möchte es sehen, wo denn der Faschismus etwas geschaffen hat, das diese unerhörte Gewalt Herrschaft rechtfertigen würde, die nun schon fast ein Jahrzehnt über Italien laftet. Man würde es vielleicht besser verstehen, daß das Volk diese schrankenlose Diktatur erträgt, wenn es ihm besser ging; als vorher, wenn es glücklicher wäre, wenn kein geistiger und materieller Wohlstand sich gehoben hätte.

Aber nichts, nichts von dem ist eingetroffen. Gewiß, man errichtet hier und dort gewaltige Bauten, wie den eben jetzt fertiggestellten Hauptbahnhof in Mailand, oder man renoviert ältere Bauten, wie die großen Tunnelbrücken in Genua. Doch das geschieht anderswo auch und Europa ist trotz der großen Not der Zeit nicht stehen geblieben. Wer Italien von früher her, aus den Zeiten eines demokratischeren Regimes kennt, der wird feststellen, daß besonders der industrielle Norden sich immer mehr in eine Zone des Schweigens verwandelt, eines Schweigens, das oft unwirklich sunniet und der Diktatur sicher schwere Sorgen bereitet. Denn von Liebe zu den neuen Dingen merkt man wirklich nichts. Die meisten Arbeiter gehen mit verbissenen Mienen herum, die Lippen zusammengepreßt, schweigend. Raum eine der üblichen Unterhaltungen, wie sie bei uns auf dem Heim-

weg von der Arbeit üblich sind. Sie müssen alle dem faschistischen Zwangshindikat angehören und der Faschismus nimmt sich ihrer als seiner Anhänger. Aber kein Zweifel, daß ihre Herzen ganz anderen Idealen entgegenzuschlagen, daß sie dem verlorenen Gut der lossehbewussten Arbeiterbewegung nachtrauern und schuldhaftig jeder Volkspartei entgegenzittern, die ihnen Kunde brächte von einem neuen Leben.

Doch da die Volkspartei spärlich fliegen, vertriehen sich die Alten und überlassen das Feld charakterloseren Jungen. Nirgends wohl sieht man so wenig ältere Menschen auf den Straßen, wie im heutigen Italien. Das Straßenbild wird von jungen Menschen bis 25, höchstens bis zu 30 Jahren beherrscht, so daß ein grauhäutiger Mensch schon auffällt. Die meisten der Jungen tragen das faschistische Abzeichen und kommen sich dabei höchst wichtig vor, zuweilen sieht man sie gönnerhaft mit einem derer reden, die keines haben. Es ist wie eine Art neuer Kristallkugel, die sich da aufstaut, und alle Vorrechte für sich in Anspruch nimmt. Ein besonders empörender Vorfall in Neapel zeigt auch die „geistige Einstellung“ der Bewegung: die „Vollilla“, die faschistische Jugendbewegung, hat auf einem der Hauptplätze der Stadt einen Propagandastand mit ihren Preßprodukten. Die jugendlichen Schwarzhenden bieten jedem Vorübergehenden ihre Zeitschriften an. Da kommt ein kleiner, barfüßiger Knirps, kaum halb so groß wie der faschistische Kolporteur, und ruft diesen hinten an der Trodel seiner Mütze, worauf er davonläuft. Also ein Spaß, eine „Sch“, wie man sagen würde, handelte es sich um gewöhnliche Burschen. Aber der Schwarz ist ja kein Mensch besonderer Güte und so wird denn der zerkümpfte, arme Sazaroni von acht oder neun dieser stämmigen Burschen eingeholt und zunächst im Vernein durchgeprügelt. Inzwischen hat man aber auch einen Schupmann herbeigeholt, der nichts Gütigeres zu tun hat, als mit den Fäusten auf dem Kopf des Proletarierjungen herumzudreschen, die um so mehr, je mehr der Mißhandelte weint und ihn schließlich mit einem Auftritt etwa fünf Meter weit zu befördern. Etz und Jortz ersah einen ob so viel Feigheit und Niedertretend-

wehrlöse Kinder zu verprügeln. Auf dieser Kulturstufe steht heute bereits das Falckenkreuz!

Für uns als Sozialdemokraten sind diese Vorgänge aber auch ein Zeichen, daß wir dafür zu sorgen haben, daß Schauspiele wie am Sonntag sich nicht wiederholen. Kein Kinderausflug mehr, ohne Sicherung! Das muß unsere Forderung sein!

Die SPD. propagiert den Krieg gegen die Westmächte.

Das „Hamburger Echo“ berichtet kürzlich: Die kommunistische Propaganda verbreitet unter dem Titel „Erwachendes Volk“ eine Broschüre, die zur Agitation unter den Nationalisten bestimmt ist. Diese Broschüre enthält Briefe des Leutnants Scheringer, der seinerzeit wegen nationalsozialistischen Hochverrats zu Festung verurteilt wurde und sich dann der Kommunistischen Partei angeschlossen hat.

Mit Hilfe dieser Briefe versucht die Kommunistische Partei, Proselyten bei den Nationalsozialisten zu machen. Sie läßt sich durch Scheringer vorstellen als echte Kriegspartei, die nichts dringender wünscht als den Krieg gegen Frankreich.

So schreibt Scheringer in einem seiner Briefe an einen Generalleutnant a. D.:

Es gilt, die revolutionären Kräfte des Volkes zu sammeln, die Kräfte der Arbeiter, Bauern und Soldaten zu formieren und den Befreiungskrieg über die Trümmer der Weimarer Republik nach Westen zu tragen. In einem Brief an ein junges Mädchen heißt es:

Der gewalttätige Weg führt allerdings über den Bürgerkrieg; denn es werden sich immer Verbände bilden, die das bestehende System, ohne dessen Sturz wir nicht überleben können, mit der Waffe in der Hand verteidigen. Unser Aufgabe muß zunächst darin bestehen, mit aller Energie die Frage in den Vordergrund zu stellen: „Kann ein christlicher Deutscher es verantworten, auf seine Volksgenossen zu schießen, wenn diese den revolutionären Krieg über die Trümmer des herrschenden Systems gegen die kapitalistischen Westmächte tragen?“

Schließlich in einem Brief an einen zur zweiten Torpedobahnpflichtigen Zwinemünde gehörenden Oberleutnant zur See:

Kein militärisch ist ein Krieg gegen die Westmächte nur im Bunde mit der Sowjetunion zu führen. Da sich in der SPD immer mehr aktive Kräfte des Proletariats und des Mittelstandes sammeln, da hier eindeutig gegen das kapitalistische System für die Revolutionierung und Bewaffnung der Arbeiterschaft und für den revolutionären Krieg gegen die Westmächte gekämpft wird, da ferner die Zusammenarbeit mit der Sowjetunion in diesem Kampf übergeordnet ist, habe ich mich entschlossen, den roten die Hand zu bieten.

Das ist der echte Nationalsozialismus! Die Kommunisten zeigen sich mit dieser Propaganda als gewissenlose Chauvinisten und Kriegseheer, die den rechtsradikalen Kriegsparteien um nichts nachstehen. Sie bemühen sich ebenso wie die Chauvinisten von rechts, Stimmung für einen kommenden Weltkrieg im Volke zu schaffen und eine überaus gefährliche Kriegspogand zu erzeugen.

Man schämt sich vor sich selbst, daß man einer solchen Rohheit talentlos zusehen kann. Aber kein Mensch kümmert sich um die Szene, alle gehen gefassten Kopfes vorbei, sie wollen nichts sehen und hören, wo der vereinte Klängel des Faschismus und der Staatsgewalt Strafverdiener hält über den armen Proletarierbuben, dem das „Regime“ zwar nicht Kopf und Schude, dafür aber Prügel verabreicht, so viel er deren immer haben will.

Man lieh auch fast keine Zeitungen. Früher wurden in Italien ebenso wie heute noch in Frankreich massenhaft Zeitungen gekauft, durchgeblättert und wieder weggeworfen. Heute ist es schon fast ein Ereignis, wenn jemand Zeitungen kauft. Wozu auch? Es steht ja doch in allen daselbe und es ist immer nur omlliche Schönfärberei, die man vorgelegt bekommt. Während sich die Zeitungen darüber freuen, wie man den Papst mit der Auflösung der katholischen Jugendorganisation ärgert, hat das Volk ganz andere Interessen. Man hat ihm die Zähne gefesselt, aber die Breie sind im Wesentlichen dieselben geblieben. Nur der Dreck, die billige Schundware sind wie anderswo unter dem Druck der Krise heruntergegangen. Rassenhaft sind ganze Häuser, viele Wohnungen zu vermieten. „Si loca“ — fast alle Häuser tragen irgendwo dieses Schild: Tausend Lire monatlich eine größere Wohnung; aber es gibt nur wenige Beamte, die überhaupt nur so viel verdienen, geschweige denn, daß sie solch einen Betrag für die Wohnungsmiete hergeben könnten. So geht denn auch im „Dritten Italien“ der Pleitegeier sehr offensichtlich spazieren und kein Faschismus hat ihn zu verjagen vermocht. Aber zur wirtschaftlichen Not, die es ja schließlich auch anderswo gibt, gefügt sich hier die ungeborene geistige und mit ihr die bällige Ausweglosigkeit aus den gegenwärtigen Verhältnissen. Man fühlt, daß es in Italien anders werden muß, aber wann und wie, das läßt sich nicht einmal ahnen. Es ist ein bitterer Leidensweg, den das hartgeprüfte und beklagenswerte Volk Italiens zu gehen hat, doch niemand wird ihm geben können, was es nicht selbst aus eigener Kraft sich wieder erkämpft. J. B.

Tagesneuigkeiten

Wien, das Beispiel.

Eine Genossin schreibt uns: Wir alle, die wir uns Sozialisten nennen, machen uns natürlich Gedanken darüber, wie der ersehnte und erstrebte Sozialismus etwa aussehen soll. Wir sehen die steigende Unzufriedenheit der heutigen Verhältnisse, wir fühlen die Notwendigkeit, das zu ändern, wir sind endlich der Ueberzeugung, daß wir selbst das ändern müssen.

Zwar kennen wir sehr wohl die Schwierigkeiten, die diesem Willen im Wege stehen, und gerade um das Wie, zur Sozialisierung zu gelangen, hat der Sozialistenkongreß tagelang gerungen.

Was aber die Sozialdemokratie, wenn sie einmal zu auch nur beschränkter Macht gelangt, zu leisten vermag, sehen wir augenblicklich an Wien.

Ebgleich die Sozialdemokratie auch hier starke Gegner hat, ist es doch den Genossen gelungen, in verhältnismäßig kurzer Zeit die Herzen und Hirne der arbeitenden Wähler zu gewinnen und ihre Position von Jahr zu Jahr zu festigen durch die sozialistische Tat.

Für den, der zum ersten Male nach Wien kommt, ist dies wahrhaft erschütternd, man hält zunächst für einen Zukunftsraum, was hier Wirklichkeit geworden ist.

Nicht die roten Fahnen und die Riesenaufmärsche während der Olympiade, nicht allein Kongresse und Reden machen dem Denkenden den stärksten Eindruck, sondern das Alltagsleben der roten Stadt.

Man fährt z. B. im Autobus durch Wien und Vororte, sieht überall die Tausende und Tausende neuer, billiger und gesunder Wohnungen, welche die Stadtgemeinde errichtet hat, sieht die öffentlichen Bäder, Kinderheime und Kinderspielplätze; sieht die Einrichtungen, die sich die Arbeiter selbst geschaffen, die Heime der Bildungsvereine und verschiedenen Sportorganisationen und Kinderfreunde — und dann wirft es einem im Halse vor aufsteigenden Tränen der Freude, daß so etwas möglich ist. Das ist Anschauungsunterricht, der besser als dies Reden und Schriften vermögen, unsern Genossen und internationalen Führern den praktischen Sozialismus zeigen. Und er hat die Wiener Bevölkerung erfasst.

Ein Arbeiter sitzt auf einer Bank und liest — die „Arbeiterzeitung“, ein Beamter läuft sich an der Trafik — „Das kleine Blatt“, zwei Frauen reden miteinander — vom „Kudus“, der sozialistischen Illustrierten, ein Straßenbahner unterhält sich mit seinem Kollegen — vom Freispiel der Olympiade, man kommt in ein städtisches Wohnhaus und trifft ein Kind — es grüßt mit einem Blick auf das rote Abzeichen mit „Freundschaft“. Ueberhaupt, die Wiener Kinder. Welches freie Leben führt diese neue Generation unter dem Schutze der Mutter Wien! Man ist glücklich, wenn man sie sieht: Die ganz kleinen in den Kindergärten der Gemeinde, die größeren, auf den Spielplätzen und in den Freibädern umherstolzend. Wenn auch die Alten bisweilen die Köpfe hängen lassen, gebengt von der harten Wirklichkeit, es hellen sich doch ihre Blicke voll Zuversicht auf, wenn sie auf die Jugend sehen. Die Jugend in ihrer Freiheit ist sicher das wertvollste Gut dieser roten Kommune.

Leider ist Wien nur eine Oase inmitten des kapitalistischen Chaos. Es kann inmitten einer vom Kapitalismus beherrschten Welt nicht den Sozialismus verwirklichen, sondern nur in seinen Grenzen die Möglichkeiten und den Willen des Sozialismus aufzeigen. Es hat durch seine Freiheitskämpfe für die Arbeiter (Kamellenbad im Arbeiterviertel Favoriten!) bewiesen, daß es alle Menschen gleichstellen will, vor allem jedoch den Schaffenden das Beste gibt.

Welche Hebel aber würden aus der Welt geschafft werden, wenn der Gedanke des Sozialismus, verwirklicht auch in der Blauwirtschaft, in der ganzen Welt zum Siege käme!

Wien ist nur Beispiel, ist nur Beweis, wie Vernunft arbeitet, wenn sie nur einigermaßen die Hände freibekommt. Uns aber hat es neue Kraft gegeben, für die als richtig erkannte Bewegung zu arbeiten, unsern Führern zu vertrauen und trotz Krisen und Anfeindungen den einzig richtigen Weg tapfer weiterzuschreiten, der allein zur Befreiung der Menschheit führt.

Militärflugzeug brennend über Chrudim abgestürzt.

Pilot gerettet, Beobachter tot.

Pardubitz, 4. August. Ein schweres Bombardierungsflugzeug der Type S 16/30 stürzte heute vormittags brennend auf die Chrudimer Spiritusbrennerei ab. Das Flugzeug hing in einer Höhe von etwa zweitausend Meter Feuer.

Der Pilot, Korporat Steiner, sprang mit einem Fallschirm der Type Pat ab, während der Beobachter, Leutnant Mejnec, wahrscheinlich in seiner Aufregung viel zu bald den Fallschirm öffnete, der sich am Steuer des Flugzeuges verfang, so daß Mejnec mit dem brennenden Flugzeug noch etwa vier Minuten in der Luft blieb. In einer Höhe von zweihundert Metern über der Chrudimer Spiritusbrennerei verbrannten die Tane des Fallschirmes, und Leutnant Mejnec stürzte auf eines der Reservoirs der Spiritusbrennerei ab und fiel hierbei tot in den Garten.

Das brennende Flugzeug hieß gegen die Wand des Magazins, in welchem Reinspirit und Dnalkof gelagert waren, wobei es explodierte. Der Rumpf des Apparates flog etwa zwanzig Meter weg auf ein Holzmagazin, dessen Dach Feuer fing. Dieser Brand wurde jedoch durch die sofort herbeigeeilte Feuerwehr gelöscht.

Das führerlose Flugzeug verblieb etwa vier Minuten in der Luft. Korporat Steiner landete mit seinem Fallschirm unweit der Gemeinde Medleschitz, etwa fünf Kilometer von Chrudim entfernt.

im Wagen liegende Josefina Schmied, die die wahnwitzige Fahrt bis ans Ende mitmachte, unversehrt.

Der Unglücksdampfer wird geborgen

Paris, 4. August. Nach mehrwöchigen Arbeiten gelang es, den gesunkenen Dampfer „St. Philibert“ bis in eine Entfernung von 200 Metern vom Ufer abzuschleppen, wo er in einer Tiefe von etwa 4 Metern liegt. Es wird nun der Versuch unternommen werden, aus dem Dampfer den dort eingedrungenen Sand zu entfernen und den Dampfer an die Oberfläche zu heben.

17 Menschen ertrinken.

Georgetown (Südkarolina), 4. August. (Reuter.) Gestern ertranken 17 Neger und zwei Weiße in dem Flusse Sompit, als sie mit einem Wagen über eine Brücke fuhren, wobei der Wagen ins Wasser fiel.

Ein Wipplatt ist halt doch die „Sudetendeutsche Tageszeitung“, in der dieser Tage ein Teutone, der auf den Namen Volkmar hört (Zuname wird verschwiegen, kann aber kaum anders als Vytocil, Voprál oder Jestrábel lauten), einen Leitartikel schreibt, bei dessen Lektüre man trotz den schweren Zeiten ein paar mal hell auslacht. Zum Beispiel, wenn er schreibt:

Es ist nur bedauerlich, daß die große Masse der Arbeiter noch immer nicht die wahren Zusammenhänge erkannt hat, daß die bisherige Erfüllungspolitik nur den sozialdemokratischen Parteibürokraten ermöglicht hat, sich in gut bezahlte Posten unterzubringen, daß aber die Arbeitslosigkeit im Reich infolge der Tributflaberei Deutschlands immer mehr um sich greift. Die Sozialdemokraten predigen den Kampf gegen den deutschen Fabrikanten, dessen Besitz und geistige Arbeitskraft durch Jahrzehnte es ermöglichte, durch Steigerung der Erzeugung und des Exportes dem Millionenzuwachs an deutschen Menschen, Brot und Arbeit zu verschaffen.

Ob er den Herrn Bahusen meint, verschweigt der Schalk. — Daß die Krise daher rührt, daß die Arbeiter den gottgefälligen und segensreichen Kapitalismus bekämpft haben, versichert er aber nochmals:

Das sind die glorreichen Erfolge der internationalen sozialdemokratischen Politik, ihres Kampfes gegen den Arbeit und Brot spendenden deutschen Kapitalismus — der seit mehr als einem Jahrzehnt das deutsche Millionen-Arbeiterheer schrankenlos auszubenten vermag.

Auf die Frage, woher denn dann die Arbeitslosigkeit in Amerika, England, Frankreich, Italien komme, ob sie vielleicht ebenfalls durch den Kampf der dortigen Arbeiter gegen ihren „Brot spendenden Kapitalismus“ — im Interesse vermutlich des deutschen Kapitalismus? — bedingt sei, würde er, wie wir diese Sorte von Polemikern kennen, entweder durch Abzingen der „Wacht am Rhein“ oder mit dem einzigen Goethezitat antworten, das Deutschnationale immer bei der Hand haben.

Beim Abblenden von Langholz im Sägewerk von Rippaschlag bei Neuhaus wurde der 32jährige Sohn des Besitzers des Sägewerkes Karl Cejna von einem herabgestollten Balken getroffen. Im Neuhauser Krankenhaus erlag der Bedauernswerte kurze Zeit nach seiner Ueberführung den schweren Verletzungen.

Wegen eines kommunistischen Attentatsversuches auf den Schnellzug Bukarest-Galay in der Nähe von Maros Bájarhely (Siebenbürgen) wurden 30 Personen verhaftet.

Angesprochen: Die Welttrundflieger Pangborn und Herndon haben ihren Versuch, den von Post und Gaitty aufgestellten Rekord zu verbessern, ausgegeben.

Zu aufregenden Szenen kam es Montagabend in Benarth bei Cardiff (England), als der 200 Meter lange Seesteg und eine auf ihm errichtete Tanzhalle in Brand geriet. Bei Ausbruch des Feuers befanden sich ungefähr 800 Personen auf dem Steg, die sich größtenteils in Sicherheit bringen konnten. Nur etwa 50 Tänzern und Tänzerinnen und die Mitglieder des Orchesters, die sich auf den glücklicherweise aus Zement erbauten Brückenköpfe geküchelt hatten, war der Rückweg abgeschnitten, doch wurden auch sie sämtlich von herbeigeeilten Booten an Bord genommen und oelandet. Der See-

steg und die Tanzhalle sind völlig zerstört. Der Schaden wird auf 20.000 Pfund Sterling geschätzt.

Die Einwanderung nach USA auf dem Tiefpunkt. Zum erstenmal seit dem amerikanischen Bürgerkrieg sank die Ziffer der Auswanderer unter 100.000 im Jahre. Im letzten Fiskaljahre sind in Amerika bloß 91.139 Personen eingewandert.

Das schöne Soldatenleben . . . Ein Rekrut schreibt uns: In kurzen Worten, sei hier aufgezählt, was einem Soldaten beim Scharfschießen oder während der Wassermübung alles passieren kann. Alle Achtung, der Staat läßt es sich etwas kosten, daß seine Offiziere eine genügende Ausbildung erfahren. Es werden täglich Hunderttausende von Kronen in die Luft geschossen, von denen auch nicht ein Mensch etwas hat und das in dieser Zeit beispiellosen Glendes. Das sei nur vorausgeschickt. Wie geht es nun den armen Soldaten? Täglich um 3 oder halb 4 Uhr Tagwache. Dabei kommt es gar nicht darauf an, ob man in der Nacht Dienst hatte oder nicht. Schon geht die Plage an. Hinaus in die Stellung, Dedungen müssen selbst gegraben werden, die Geschütze zum Feuern vorbereitet, was nicht immer ohne einige „liebliche Worte“ der Herren Vorgesetzten vorstatten geht. Ist nun alles in Ordnung, so kommt auch schon die ersten Befehle. Jetzt wird geschossen. Es ist jedoch nicht so leicht, die Granaten haben sehr empfindliche Köpfe und es kommt leicht vor, daß sie, durch ein kleines Versehen zur Explosion gebracht, Schaden anrichten und nicht selten sind dabei Menschenleben zu beklagen. Doch wo ich gedient habe, war noch eine große Plage. Es ist kein Trinkwasser vorhanden und daher leidet die ganze Mannschaft viel Durst. Das Wasser, welches man mitbringt, riecht unangenehm und schmeckt faulig. Von 3 Uhr früh bis mittag 1 Uhr oder manchmal noch später bekommt man nichts zum Essen. Die Menage, die man dann bekommt, spottet jeder Beschreibung. Immerzu gibt es nur Erbsen, Linsen, wohnen, Reis und eine Suppe, daß einem, wenn man sie nur sieht, das Grausen ankommt, das Fleisch stinkt gewöhnlich oder ist von so einer Beschaffenheit, daß man es beim größten Hunger nicht über sich bringt, auch nur einen Bissen davon zu essen. Die Behauptung, die ein Offizier der Proviantur aufstellte, daß angeblich ein solches Essen nicht einmal in Jivul hergestellt werden kann, ist falsch, das beweist ja der Umstand, daß die Herren eine eigene Küche haben. Wäre das Essen wirklich so gut, dann könnten ja die Offiziere auch mit der Mannschaftsloft verließ nehmen. Nun kommt noch ein anderer Umstand hinzu, der für das Leben eines Soldaten nicht ganz ohne Gefahr ist. Wenn geschossen wird, so brennt es gewöhnlich nach einigen Schüssen. Da muß die Feuerbereitschaft löschen. Es sind aber Blindgänger vorhanden, welche man infolge des Feuers nicht ungeschädlich machen konnte, die dann durch die Hitze zur Explosion gelangen und so das Leben der Soldaten, die dort beschäftigt sind, in Gefahr bringen. Es ist nicht genug, daß die Menschen, pardon Soldaten, in glühender Sonne und unter dem Einflusse der Hitze, des Feuers und des Rauches unbeschreiblichen Qualen ausgesetzt sind, es besteht noch die Gefahr, von einem solchen Blindgänger in Stücke gerissen zu werden. Ja, schon ist das Soldatenleben, aber nur für die Herren Offiziere, die daran ein Vergnügen finden und die dabei Geld verdienen! Für die armen Soldaten, die dort bei unzulänglicher Verpflegung geplagt werden und die dann, wenn sie wieder in Jivul sind, noch dafür bezahlen müssen, in Form von Steuern, für die ist es keine Freude und schon ist anders.

Graslich soll ein neues Krankenhaus bekommen. Wie uns aus Graslitz berichtet wird, fand dort die Lage eine Inspektion unter Teilnahme des Regierungsrates Pantray aus Prag in der Angelegenheit der Erbauung eines neuen Krankenhauses statt. Das derzeitige Graslitzer Bezirkskrankenhaus entspricht in keiner Hinsicht mehr den Anforderungen des dicht bevölkerten Graslitzer Bezirkes, doch erscheint auch eine Erweiterung durch Zu- und Umbauten wenig opportun, da hiedurch an den bestehenden unzulänglichen Verhältnissen nur wenig geändert werden würde. In der an die Inspektion anschließenden Beratung der Vertreter der Stadt, der Bezirksbehörde und der Verwaltungskommission wurde beschlossen, von einem Umbau oder einer Erweiterung des Krankenhauses Abstand zu nehmen und die Erbauung eines großen zeit- und zweckentsprechenden Krankenhauses für den Industriebezirk Graslitz anzustreben. Die Kosten dieses Baues dürften sich auf 4,5 Millionen Kronen belaufen, zu welchem Betrage das Land Böhmen etwa 2 Mil-

Vom Rundfunk

Donnerstag.

Prag: 11.30: Schallplatten. 14.30: Nachmittagskonzert. 18.25: Deutsche Sendung: Klein: Antiochverkehr im Sommer. 20.10: Symphoniekonzert: aus Karlsbad. — Brünn: 17: Schallplatten. 18.25: Deutsche Sendung: Schallplatten. 19.25: Slowakischer Abend. — Bräslau: 20: Symphoniekonzert. 21.40: Reisebuch aus den österreichischen Alpen. — Leipzig: 19.30: Symphonieabende. — München: 19.05: Don Giovanni. — Leningrad: 18.30: Konzert.

lionen Kronen beistellen dürfte, während der Rest durch den Bezirk aufzubringen sein wird. Das bisherige Krankenhaus soll nach Fertigstellung der neuen Anstalt Verwendung als Siechenhaus finden.

Auf 4000 Einwohner zwei Briefträger. Aus Karlsbad wird uns berichtet: Die nahe Ortschaft Reierhöfen weist heute eine Einwohnerzahl von fast 4000 Personen auf, gegen 2600 im Jahre 1914. Trotz der raschen Bevölkerungszunahme und der Ausdehnung des Ortes — Reierhöfen zählt heute 196 Häuser gegenüber 95 im Jahre 1914 — ist der Stand des Postpersonals noch immer der gleiche wie 1914, so daß die Poststellung ständig Anlaß zu Klagen gibt, da die beiden Briefträger bei allem guten Willen nicht in der Lage sind, den gesteigerten Anforderungen so nachzukommen, wie es die Bevölkerung berechtigterweise wünscht. Expresspost kann überhaupt nicht separat zugestellt werden, weil jede Hilfskraft hierfür fehlt. Trotz häufiger Beschwerden ist den längst unhaltbaren Zuständen bisher nicht abgeholfen worden — und nach wie vor muß sich die deutsche Bevölkerung von Reierhöfen, einer mit dem Weltkurort Karlsbad fast unmittelbar verbundenen Industriegemeinde, damit abfinden, daß sie behandelt wird wie Hinterwäldler.

Naturfreunde-Ausstellung in Herrlich bei Dux. Anlässlich des zehnjährigen Bestandes der Ortsgruppe Herrlich wurde eine Naturfreunde-Ausstellung in der deutschen Volkshalle in Herrlich eröffnet, die bis zum 9. August l. J. ein sehr reiches Material zur Schau stellt. Eine Reihe von heimischen und exotischen Schmetterlingen und Käfern, exotische Fische, Aquarien und Kaktien füllen zwei große Räume. Mehrere Hüttenmodelle der Naturfreundehäuser in der CSN, ferner aus Sachfen und Steiermark, sowie auch Modelle von der Schnecke im Winter, ein Pfahlbautendorf u. a. gute Photos aus dem Vereinsleben, Naturfreundehäuser aus anderen Ländern, Literatur und Vereinszeitschriften liegen auf. Statistiken und Tabellen geben Aufschluß über das innere Vereinsleben. Diese Ausstellung ist täglich von 9 bis 18 Uhr geöffnet. Allen Wanderern, Touristen und Naturfreunden wird der Besuch wärmstens empfohlen. Sonntag haben 700 Personen diese reichhaltige und interessante Ausstellung besucht.

Das jugoslawische Handelsministerium macht zur Vermeidung von Mißverständnisse zwischen den Reisenden und den Behörden dringend darauf aufmerksam, daß der Personenverkehr zwischen den jugoslawischen Häfen nur durch jugoslawische Schiffahrtsgesellschaften erfolgen darf.

Der rasende Geloblod. Zwischen Jituz und Stuls (Sächsisch) wurde die elektrische Lokomotive der Bahn Rux-Lugabitz von einem niedergebenden großen Felsstück getroffen und in die Tiefe geschleudert. Der Lokomotivführer wurde getötet.

Zigeunerjagd. In Warburg (Weisfalen) kam es zwischen Mitgliedern einer Zigeunerkolonie zu einer wilden Prügelei, bei der die Beteiligten mit Stöcken, Eisenstangen und Zaunlaten aufeinander einschlugen. Mehrere Personen wurden verletzt, ein Zigeuner wurde getötet.

Blutiges Liebesdrama. Im Walde bei Fleißan (bei Eger) ereignete sich ein blutiges Liebesdrama. Der 34jährige Textilarbeiter Johann Müller feuerte gegen die 30jährige ledige Fabrikarbeiterin Bertha Sättler vier Schüsse aus einem Revolver ab, weil diese seinen Liebesanträgen kein Gehör schenken wollte. In der Meinung, das Mädchen getötet zu haben, flüchtete Müller; ein Gendarm spürte ihn jedoch Dienstag in der Nähe von Fleißan auf. Vor seiner Festnahme stieß sich Müller ein Dolchmesser in die Brust und mußte in hoffnungslosem Zustand in das Spital eingeliefert werden. Die Sättler hatte durch einen Streifschuss nur eine leichte Armverletzung erlitten. Müller war verheiratet und Vater von mehreren Kindern.

Ein feiner Diplomat. Auf dem Berliner Kurfürstendamm an der Kreuzung der Brandenburgischen Straße ereignete sich Dienstag vormittags, kurz nach 10 Uhr, durch rücksichtslos fahren eines Herrenfahrers beinahe ein Verkehrsunfall, der im übrigen ein bedauerliches Nachspiel hatte. Traghend der Kurfürstendamm an der belebten Kreuzung von einem Verkehrspolizisten für die Durchfahrt gesperrt war, fuhr ein Privatwagen in raschem Tempo, ohne auf die Zeichen des Verkehrspolizisten zu achten, durch. Dabei hätte sich beinahe ein Zusammenstoß mit einem der kreuzenden Wagen ereignet, wenn nicht im letzten Augenblick beide Wagen zum Stehen gebracht worden wären. Der diensttuende Beamte dirigierte den Wagen an den Bürgersteig und verlangte zur Bestätigung der Personalien die Ausweise des Fahrers. Der Herrenfahrer, der angeblich, der ägyptische Gesandte Dr. Hassan Rachat Pascha zu sein, kam dieser Aufforderung nicht sofort nach und auf nochmaliges Bitten des Beamten schlenndete der Gesandte dem Polizisten die Ausweise in die Hand. Der Beamte, der festgestellt hat, daß die Angaben des Herrenfahrers richtig waren, soll sich nach Zeugnisaussagen ganz korrekt verhalten haben. Im übrigen wurde festgestellt, daß sich schon einmal ein ähnlicher Vorfall mit dem ägyptischen Gesandten abgespielt haben soll.

Ein schwerer Autounfall

ereignete sich Dienstag nach 20 Uhr in Schallau. Bei einem Personenauto mit fünf Insassen verfolgte auf der abfallenden Straße plötzlich die Bremse. Von den Insassen sprangen zwei Frauen und ein Mann ab, während das Automobil in immer größerer Geschwindigkeit talwärts fuhr. Bald darauf sprang auch der Chauffeur ab, als er vor sich die geschlossenen Bahnstrahlen der Teplitz-Reichenberger Bahnstraße sah, die dort die Straße kreuzt. Nur die eine Mitfahrerin blieb im Wagen und legte sich flach auf dessen Boden. Das führerlose Auto durchschlug in seiner rasenden Fahrt die Bahnschranken, rasierte einen Telephonleitungsmast weg und fuhr, nachdem es zehn Zaunpfähle umgelegt hatte, in einen Hausgarten, wobei es eine dort stehende Frau überfuhr.

Von den abgesprungenen Insassen war ein Mädchen, namens Rosalia Kovak, leicht, ihre Schwester Anna und der Fleischer Struppe schwer verletzt. An dem Aufkommen des Chauffeurs wird gezweifelt. Die überfahrenen Frau erlitt einen Armbruch. Die schwerverletzten wurden mit Sanitätsauto in das Teplitzer Krankenhaus gebracht. Die durch ein Wunder blieb die

Wo steht heute der Segelflug?

Nach neueren statistischen Ausrechnungen ist festgestellt worden, daß 60 Prozent aller auf der Erde befindlichen Lebewesen fliegen können. Diese hohe Ziffer erklärt sich durch das Vorhandensein von vielen Millionen Insekten. Zu den Lebewesen, denen das Fliegen von Natur aus nicht gegeben ist, gehört auch der Mensch, aber es war von jeher seine Sehnsucht, sich auch in die Lüfte schwingen zu können. Schon in der griechischen Sage treffen wir auf Dädalos und Ikarus, die sich ein paar Flügel an den Rücken banden und damit von Kreta aus übers Meer flogen. Das erste Flugzeug dagegen ist von dem Universal-



Einer der erfolgreichsten Segelflieger, George Vith.

genie Leonardo da Vinci konstruiert, aber niemals ausgeführt worden. Er als erster hatte erkannt, daß der Mensch einer Maschine bedürfe, um sich in die Lüfte heben zu können.

Vor Erfindung des Verbrennungsmotors konnte es natürlich nur Versuche mit Luftballons geben, oder aber man mußte auf den Motor verzichten und auf andere Weise sich durch die Luft zu steuern versuchen. Otto Lilienthal erbaute 1896 das erste Segelflugzeug der Welt, das man damals noch Gleitflugzeug nannte. Bei einem seiner Flüge verunglückte er tödlich, aber er blieb der Pionier der Segelfliegerei. Heute wissen wir, daß der Flug eine Fortbewegung im Luftraum bedeutet, bei dem entweder die Körper leichter als die Luft sein müssen (Luftschiff, Ballon) oder ihnen eine Bewegungsenergie innewohnt, welche die Schwerkraft überwindet (Flug der Vögel, der Vögel und der Motorflugzeuge). Was die Methode und Erfolge anbetrifft, so hat das Motorflugzeug längst gefiegt, aber dennoch bleibt der Segelflug der elegantere von beiden, der schöner und der der Natur am meisten angepaßt.

Die primitivste Art des Fliegens ist das sogenannt passive Fliegen der Samenkörner, der Fallschirme oder der einfachen Weisflieger, die nur vom Hügel herunter ins Tal fliegen. Einen Fortschritt zeigen bereits die Platterflieger wie die Niedermaße, Flugtröfche und fliegende Fische. Auf der nächsten Stufe finden wir bereits die Segelflugzeuge, denen der Luftwiderstand oder der Wind als tragende Kräfte dienen. Die Kunst ist es eben, sich diese richtig nutzbar zu machen. Infolge des Krieges trat die Segelfliegerei ganz in den Hintergrund, weil sie 1914 noch in der ersten Entwicklungsphase stand und man nicht daran glaubte, daß aus ihr etwas werden könne. Erst nach Friedensschluß warf man sich auf den Bau von Segelflugzeugen und entwickelte im Bau von Apparaten eine außerordentliche Kunstfertigkeit.

Die Segelflugzeuge werden nach Art der Rinderdrachen mittels eines Gummiseils zum Aufstieg gebracht und benutzen unter Verlegung des Schwerpunktes nach vorn entgegenkommenden Wind zum Auftrieb. Die wichtigsten Plätze für Segelfliegerei sind die Wasserruppe in der Rhön sowie die Kurische Nehrung bei Rostock. Hier wurden eine ganze Reihe von Weltrekorden aufgestellt, bei denen sich besonders der ostpreussische Volksschullehrer Ferdinand Schulz auszeichnete, der später tödlich abstürzte. Heute weiß man, daß ein Segelflugzeug bei günstigem Wind sich in hügeligen Gelände ziemlich weit fortbewegen kann, so daß man mit einiger Sicherheit den Punkt erreicht, den man erreichen will. Gleichzeitig hat man aber erkannt, daß sich nur bestimmte Gegenden zum Segelflug eignen, so daß also mit reinen Segelflugzeugen niemals ein regulärer Flugverkehr unterhalten werden könnte. Wenn sich ein Segelflieger einmal in die Höhe geschraubt hat, dann ist es ihm natürlich möglich, sich in einer bestimmten Höhe, ewig hin- und herleitend zu halten, weil man eben immer Luftströmungen antreffen wird, die man unter die Flügel bekommt, um neuen Antrieb zu erhalten. Aber, wie schon gesagt, es eignen sich nur bestimmte Gegenden zum Segelflug, weil man nicht überall den geeigneten Bodenwind zum Hochschrauben findet.

Zur Zeit ist ohne Frage eine Stagnation im Segelflug zu beobachten, was nicht darauf zurückzuführen ist, daß Deutschland für weitere Versuche kein Geld hat, sondern die jahrelangen Probeflüge in der Rhön und in der Kurischen Nehrung haben uns einmündig erwiesen, daß die Segelfliegerei eigentlich nur eine einzige Zukunft hat: Sie ist für die Wissenschaft, beson-

ders für meteorologische Messungen der Windgeschwindigkeit, des Windwiderstandes, der Windströmungen und so weiter ein außerordentlich wichtiger Faktor, viel wichtiger als Fesselballons oder Freiballons. Für den Flugverkehr oder Transport von Menschen, Post und dergleichen ist

der Segelflug dagegen wenig oder nicht mit Sicherheit geeignet. Daraus sollen natürlich die außerordentlichen Leistungen unserer Segelflieger nicht geschmälert werden, denn ohne ihre Pionierarbeit wäre die reguläre Fliegerei nicht so rasch vorangeschritten.

Wo ist der Schatz des Inka?

Schandtaten der habgierigen spanischen Eroberer. — Blut und Folter bei der Jagd nach Gold.

Die größten Schätze, die man aus der Geschichte kennt, dürften heute noch im Inkaereich verborgen sein, das sich einst vom Rio Ancasmay in Colombia bis zum Rio Maule in Chile erstreckte. Der letzte Inka-König Atahualpa wurde von dem spanischen Eroberer gefangen genommen. Da ihm die Goldgier der Spanier nicht verborgen blieb, unterhandelte er mit Pizarro und versprach, ihm so viel Gold für seine Freiheit zu geben, daß der Boden des ganzen großen Raumes, in dem er stand, bedeckt wäre. Da die Spanier sich eine solche Menge Goldes nicht vorstellen konnten, schüttelten sie zweifelnd die Köpfe, und da Atahualpa diese Bewegung so auffaßte, als sei ihnen sein Angebot nicht groß genug, hob er die Arme, stellte sich auf die Lehenspitzen, legte die Finger an die Wände und sagte, er wolle nicht nur den Boden bedecken, sondern das Zimmer bis zu dieser Höhe mit Gold füllen, wenn sie ihm seine Freiheit wiedergäben. Die Spanier gingen auf seinen Vorschlag ein und Atahualpa bemühte sich nun, die versprochenen Schätze herbeizuschaffen. Da damals das Gold bei den Inkas keinen Münzwert hatte, sondern nur zu dekorativen Zwecken benutzt wurde, waren Paläste und Tempel mit Gold- und Silbergegenständen gefüllt und es dauerte natürlich geraume Zeit, bis aus den zum Teil entlegenen Tempeln die Kostbarkeiten herbeigeschafft werden konnten. Darüber wurden die Spanier ungeduldig, ihre Habgier steigerte sich in dem Maße, wie die Schätze ihnen zuströmten, und sie sagten sich, daß, wo man ihnen freiwillig so ungeheure Reichtümer geben wollte, mit Gewalt doch noch viel mehr zu holen sein müsse. Sie beschloßen deshalb, den Inka-König zu töten, obwohl sie ihm die Freiheit zugesagt hatten. Die Nachricht von der Ermordung ihres Königs drang zu den Lastträgern, die mit unermesslichen Schätzen unterwegs waren, die abgeholt werden sollten. Sofort hielten sie auf ihrem Weg inne. Einmütig waren sie der Meinung, daß die Spanier diese Schätze jetzt nicht bekommen dürften und sie verbargen den Schatz in der Nähe der Stelle, wo sie sich gerade befanden. Sie selber aber verschwanden. Die Ueberlieferung berichtet, daß der von ihnen befreite gefangene Schatz einen Wert von siebenhundert Millionen Mark gehabt habe. Aber dieser märchenhafte Schatz ist nicht das einzige, was ein Schatzgräber im Inkaereich finden könnte, denn bei dem Einbruch der Spanier in das Land wurden auch die ungeheuren Kostbarkeiten im Sonnenempel von Cuzco von den Priestern weggeschafft. Man weiß, daß die Wände

dieses Tempels ganz mit Goldplatten bedeckt waren. Fenster und Türgeiße waren aus Silber und Gold. Ueber dem Altar befand sich ein Riesenschild der Sonne mit Silberstrahlen. Auch waren die mit Gold belagten Wände von zwölf toten Inkakönigen hier untergebracht, wie auch ihre Statuen aus lauterem Gold sich hier befanden. Im Tempelpark nahm die Pracht phantastische Formen an: hier hatte man Springbrunnen aus Gold, inmitten von Büschen, Blumen, Vögeln und Schmetterlingen, die alle aus Gold und anderen kostbaren Metallen mit eingelagerten Edelsteinen bestanden. Die unermesslichen Schätze wurden in der Nähe von Picoconba vergraben, wo sie heute noch liegen. Nur das große Sonnenbild, das man in Cuzco Pampa verstreut hatte, wurde vierzig Jahre später wiedergefunden und nach Spanien geschickt. Den Wert dieser vergrabenen Schätze, unter denen sich Edelsteine und Perlen von unvergleichlicher Kostbarkeit befanden, kann niemand ermessen. Unter ihnen ist auch eine Halskette, die die Inkakönige bei feierlichen Gelegenheiten trugen und die aus zweihundertundzwanzig taubeneiergroßen Edelsteinen bestand.

Auch die von Francis Drake vergrabenen Schätze sind größtenteils bisher noch nicht gehoben worden. In seinen Memoiren ist zu lesen, daß einer seiner Regimentsknechte einen spanischen Soldaten gefangen nahm, der die Transporte ungeheurer Schätze von Panama nach Komore de Pico zu überführen hatte. Mit Hilfe der Folter wurde der Gefangene gezwungen, den Weg des nächsten Transports zu verraten, und Drake mit seinen Leuten überfiel eines Tages, nach einem zunächst mißlungenen Versuch, eine der Raubmanen und erbeutete einen Zug von Gold, die etwa dreißig Tonnen Silber mit sich führten. Da es nicht möglich war, die ganze Beute mitzunehmen, wurde ein großer Teil an Ort und Stelle vergraben, und zwar in der Nähe des alten Gold Road, einige Meilen von Old Panama. Drake wurde später verhaftet, die vergrabenen Schätze abgeholt. Bei einer anderen Gelegenheit hat Francis Drake die geraubten Schätze, da er nicht alles mitnehmen konnte, ins Meer geworfen, und zwar bei Island of Plate. Hundert Jahre später versuchten Seeräuber einiges von den Schätzen aufzufischen, hatten aber nur geringe Erfolge dabei, obwohl annähernd hunderttausend Tonnen versenkt worden sein sollten. Wer wird eines Tages der Glückliche sein, der diese Schätze wieder ans Licht fördert?

Volkswirtschaft und Sozialpolitik

Die Flachshilfsaktion.

Anmeldetermin bis 15. September.

Die Regierung bewilligte dem Landwirtschaftsministerium für eine allgemeine Flachshilfsaktion bestimmte Mittel zum Zwecke der Qualitätsverbesserung und der Absatzförderung des heimischen Flachses.

Das Landwirtschaftsministerium betraute mit der Durchführung dieser Hilfsaktion den „Centrolen“, Flachseinkaufs-, Erzeugnis- und Kredit-Vereinigung in Prag II., Stepanka 30, welche Vereinigung zu diesem Zwecke eine besondere Flachseinkaufs- und Verkaufsstelle eingerichtet hat.

Die Flachshilfsaktion bezieht sich nur auf Flachseinkaufsheimischer Herkunft und beruht darauf, daß den Flachsbauern, den Flachsbauernschaften, soweit diese den Flachshandel auf eigene Rechnung betreiben, und den privaten Berechnungen, soweit diese durch die Krise im Flachsbau materiell geschädigt wurden, ein in

einer bestimmt festgesetzten Zeit rückzahlbares Kauschdarlehen bewilligt werden kann. Eventuell kann auch eine andere Form der Hilfsaktion, soweit sie geeignet ist, gewählt werden.

In Betracht können nur Flachsbauern, Flachsbauernschaften und Privatberechnungen, die in den letzten drei Jahren Flachse gebaut, bzw. den Berechnungen tatsächlich ausgeübt haben, kommen.

Zur Festsetzung des Umfangs und der Art der Durchführung der Hilfsaktion ist laut Erlass des Landwirtschaftsministeriums der wirtschaftliche Stand der durch die Flachsbaukrise Geschädigten zu erheben und eine Aufnahme der bisher unverkauften Vorräte heimischen Flachses nach den einzelnen Qualitätsklassen durchzuführen. Der „Centrolen“ führt diese Erhebungen mittels besonderer Formulare „Anmeldung für die Flachshilfsaktion“, die den Ansehern auf Wunsch kostenlos zugesandt werden, durch. Jeder Interessent muß eine selbständige Anmeldung abgeben; Sammelansuchen werden abgelehnt.

Nach Einlauf aller Anmeldungen veröffentlicht der „Centrolen“ die Durchführungsart der

Flachshilfsaktion und gibt die Bedingungen, unter welchen diese Aktion durchgeführt wird, sowie besondere Gesuchsformulare heraus. Die Druckfachen werden allen Interessenten, die die Anmeldung abgegeben haben, zugesandt. Diejenigen, die ihre Anmeldung nicht rechtzeitig abgegeben haben, können an der gekennzeichneten Flachshilfsaktion nicht teilnehmen.

Diejenigen Flachsbauern, Flachsbauernschaften und Berechnungen, die durch die Flachsbaukrise materiell geschädigt wurden, werden aufmerksam gemacht, auf schriftlichem Wege um die Zusendung der Anmeldeformulare für die Flachshilfsaktion anzusuchen. Flachsbau-, ev. andere landwirtschaftliche Organisationen, Flachsbauernschaften, Gemeindevorstände u. a. können für ihre Mitglieder ev. Flachsbauern in dem betreffenden Bezirke, Gebiete, Gemeinde usw. um die gemeinsame Zusendung der Formulare bei genauer Angabe ihrer Anzahl, ansuchen.

Die ausgefüllten Formulare sind dem „Centrolen“ bis spätestens 15. September 1931 einzusenden. Auf unvollständige oder nach dem Termin eingereichte Ansuchen wird in keinem Falle Rücksicht genommen werden.

Der Hopfenpflückerlohn.

Im Landesbeirat für landwirtschaftliche Arbeiterangelegenheiten für Böhmen fanden am 31. Juli Verhandlungen über die Festsetzung der Akkordsätze für das Hopfenpflücken statt.

Die Verhandlungen waren diesmal sehr erschwert und erst nach stundenlangen Beratungen war es möglich, ein Abkommen zu erzielen. Der für Hopfen zu erzielende Preis ist heuer ein sehr niedriger und aus dem Grunde heraus waren die Hopfenbauernorganisationen bemüht, den Lohnsatz möglichst niedrig zu halten. Die Arbeitervertreter waren demgegenüber bemüht, einen zu großen Abbau der Lohnsätze zu verhindern. Daß es möglich war, bei dieser Situation zu einem Abkommen über den Lohn zu gelangen, liegt daran, daß beide Teile bemüht waren, einen erträglichen Abschluß zu erzielen. Nach dem angenommenen Antrag des Referenten wurde für das Saazer Gebiet für 30 Liter gepflückten Hopfens der Akkordgrundlohn mit 1.10 Kronen festgesetzt. Die zulässige Erhöhung darf 1.20 K nicht übersteigen. Für das Rauduizer, Aushaer und Daudaer Gebiet beträgt der Akkordgrundlohn 90 Heller und die zulässige Erhöhung darf 1.— Krone nicht übersteigen.

Die vielen Tausenden von Menschen, die alljährlich in die Hopfengebiete wandern, um dort ein paar Kronen zu verdienen, müssen sich nun bei Abschluß des Vertrages entscheiden, ob sie mit diesem Lohn ankommen oder ob sie von ihren Arbeitgebern andere Lohnsätze fordern wollen. Die vom Landesbeirat bestimmten Akkordgrundsätze binden den Hopfenpflücker durchaus nicht, aber es war bisher so, daß im großen und ganzen doch nur diese Lohnsätze bezahlt wurden. Heuer, wo der Hopfenpreis ein niedriger ist, wird in den Kreisen der Bauern der Gedanke erwogen, ob sie nicht einen Teil ungepflückte lassen sollen, um so bessere Preise zu erzielen. Der Hopfen selbst steht gut und die Hopfenbauern sind von dem guten Stand des Hopfens eigentlich nicht befriedigt. Die Einschränkung der Anbaufläche bringt heuer keine Erleichterung. Es werden heuer auch nicht soviel Pflücker beschäftigt werden als andere Jahre. Die Anforderungen von Pflücker bei den Vermittlungsstellen sind geringer und weiter entfernt wohnende Pflücker wollen die Hopfenbauern nicht nehmen, weil die Bahnanschlüsse zu hoch sind und sie Pflücker in der näheren Umgebung genügend haben. So werden viele, die gehofft hatten, bei dieser Arbeit ein paar Groschen zu verdienen auch diese Möglichkeit nicht haben. Die Hoffnung hundertert Menschen, wieder auf eine ganz kurze Zeit Arbeit zu haben, wird zunichte. Viele Arbeitslose sind ins Hopfengebiet gewandert, um bei den Bauern während der Pflücke beschäftigt zu werden und dieses Angebot von Kräften wirkt sich natürlich aus. Doch die Hopfenpflücker, die zur Pflücke verwendet werden, müssen darauf bestehen, daß zumindest der vom Landesbeirat festgesetzte Lohn gezahlt wird, damit sie doch wenigstens einige Kronen heimbringen können.

Der Bänkellänger lebt noch!

Von Erich Gottgetreu.

Caudebec, Normandie, Anfang Juli.

Die fahrenden Künstler, die auf offener Straße die neuesten Schlager singen und den Text für wenige Sous an den Mann und mehr noch an die hierfür besonders empfängliche Frau bringen wollen — man sieht sie in Frankreich überall. Es sind meist ihrer drei, stets ist auch eine Frau dabei. Einer singt, zwei spielen. Die Instrumente, die sie benutzen, sollen Geigen vorstellen. In wenig aufregender, möglicherweise rhythmischer Melodie klingen die oft sehr sentimentalen Weisen, die stets von der Liebe und ihrer Schwester, der Eifersucht, reden, die Häuser hoch; die Fenster öffnen sich, die Herzen. So ist es „unter den Dächern von Paris“, unter den Dächern von Hon, von Marseille, Gendrecourt, Laigle, Caudebec —

Caudebec ist ein entzückendes kleines Städtchen in der östlichen Normandie. Hier leben wenig tausend Einwohner, doch hier herrscht kein „leben“. „Lebenswunderlichkeiten“, die etwa Fremde anziehen könnten, gibt es nicht. Der Maire hat seinen Kummer darüber. Nie ist etwas los in Caudebec, und der Freitag, der Markttag, gilt

schon als große Sensation, nicht zuletzt auch des sich regelmäßig einstellenden Bänkellängers wegen. Gar nun der letzte Freitag —

Die Dreieinigkeit des Bänkellängers hat diesmal nicht nur Liebesslieder und Gassenhauer auf dem Lager, das es in der Kühle trägt. Die Hauptattraktion ist „La Catastrophe du Bateau Le Saint Philibert“, das traurige Lied vom Untergang des Touristendampfers „Saint Philibert“ in der Loiremündung, jene Katastrophe, die etwa fünfshundert Menschen, Arbeiterfamilien, auch viele kleinen Kindern, vor etwa vier Wochen das Leben kostete; noch heute wirkt tagtäglich das Meer verstümmelt, kaum identifizierbare Leichname an Land. Nun ist aus dem Unglück auch ein Lied geworden.

Die Racherzählung der Katastrophe kostet einen Franken. Reiner, der den Textteil nicht kauft. Die Verse springen wie die Wogen, die das Schiff trafen, aber die Leute singen sie alle mit. Geführt vom laugen Zeigefinger des Bänkellängers betrachten sie dabei die aus Zeitungsbildern zusammengestellte Photomontage, die gleichermäßen zu Lehr- und Berzweckenden an dem großen Sonnenschirm angeheftet ist, der das Tergel vor der prallsten Sonne schützt. Es ist so drif, daß die Musik nur ganz langsam dahin fließt, so verführerisch langsam, wie sich bei Saint Nazaire die Loire ins Meer ergießt.

Manchmal ist das Lied zu Ende, sie fangen aber immer wieder von vorn an. Mit feinen schwer übersehbaren Versen werden den Köhler Knäppl zwischen die Stimmbänder geworfen:

Am 14. Juni 31
Hand statt die Exkursion,
Doch plötzlich bildete ganz frei sich
In den Wollen ein Jolton.
Das Schiff, das laut ganz plötzlich
Auf der Höhe von Saint Nazaire
Und fürchterlich, entsetzlich
Hallten Schreie über das Meer.

Im Verlauf der Fortsetzung des Liedes, das in krassen Bildern die Einzelheiten der Katastrophe schildert, wird schließlich die materielle Hilfe für die hinterbliebenen Waisen und Greise erbeten, das Herz von ganz Frankreich, heißt es, schlägt für sie. Die Leute singen alle mit: der Blinde, dem sein etwa zwölfjähriger Sohn, der ihn an der Hand führt, stets noch den Text vortragen muß; Schulmädchen mit der Mappe unter dem Arm; diese Marktfrauen, die längst ihre Bohnen und Kirschen verossen haben; der Bierträger, der mit gutem Gewissen seine Kunden warten läßt; Mütter mit ihren Kindern an der Hand. Das Lied packt sie. Es rührt an ihr Herz. Dieses kleine Lied von einem großen Schicksal.

Genossen! Genossinnen!

Im jeder Vertriebsartammlung, jeder Gewerkschaftsversammlung, jeder Genossenschaftsversammlung, jeder Betriebsversammlung, jeder Frauenversammlung, jeder politischen Versammlung, jeder Versammlung oder Sitzung einer proletarischen Organisation soll ihr für die

Sozialdemokratische Parteipresse

intensivste Vorbereitung leisten

Früher Produktensörje. (Offizieller Bericht vom 4. August) Die heutige Produktensörje war bereits ziemlich gut besetzt. Das Geschäft entwickelte sich bis auf weiteres folgend, denn an den Getreideanläufen beteiligen sich bis heute einzelne Mühlen. Die Angebote in neuer Ware sind beträchtlich, wodurch die Preise in Mitleidenschaft gezogen werden und zurückgehen. Am schwächsten lag Weizen, wo wiederum ein großes Angebot aus in ausländischer Ware vorlag, so daß die Preise zurückgingen und auch in heimischer Ware waren die Käufer mit Rücksicht auf die unbefriedigende Nachfrage genötigt, von ihren Preisen 4 bis 5 K nachzulassen. Nur Roggen wies eine freudigere Haltung auf, denn alte Ware ist fast nicht vorhanden und neue Ware nicht in so genügendem Angebot, so daß bei ziemlich lebhafter Nachfrage die Preise um 1 bis 2 K angingen. Hafer verfolgte eine flache Stimmung und bei dem vorherrschenden Warenangebot gab die Notierungen um 3 K nach. Auch in Mais ergaben sich Rückgänge um ungefähr 2 K, denn die Warenverkäufe aus Deutschland verminderten. In Getreide entwickelten sich etwas größere Geschäfte als zuletzt, doch tritt als Käufer nur eine einzige Mühle auf, während die Exporteure sich nur über die Qualität informieren. Der Rückgang der Getreidepreise hatte auch eine Preisabsenkung der Rohpreise zur Folge. Ansonsten verbilligten sich noch Kartoffeln und amerikanisches Fett. — Es notierten in K: Rotweizen böhm., 1931, 81—83 Ag. 154—158, 79 bis 80 Ag. 148—152, Weizen gelb böhm., 77—78 Ag. 141—146, 75—76 Ag. 138—140, Manitoba I. 1930, 95—96, Roggen böhm., 1931, 68—71 Ag. 140—143, Gerste Ia, 1931, 125—132, Hafer böhm. 140—144, Leinwand 126—139, Tonaumais 64—65, rumän. Futtermais. Kleinform., neu 63—64, Futtermais La Plata 62—63, Erbsen Victoria, 1931, 220—240, gelb 195—210, grün, großform., 210—230, Kleinform. 190 bis 200, Linen großform., mähr., 1931, 425—475, mittlere 325—375, Kleinform. 260—300, Bohnen 190 bis 260, Mohrblau 620—630, Hbergtrau 660—700, Leinwand 670—770, Rummel böhm. 425—430, holländisch 450—455, Weißsee 900—1700, Koffein, 1931, 327—400, Heubartoffeln 40—45, weisselebig 32—35, Senf und Senf, 1931 (in Rannum 1930): Senf böhm., ungepreßt, lauer 44—47 (63—67), süß 30—32 (73—77), gepreßt, lauer 45—48 (64—69), süß 34—37 (74—79), Roggenstroh in Bündeln, ungepreßt 43—45, Gersten- und Haferstroh, gepreßt, 42—44, ungepreßt, 41—43, andere Stroharten gepreßt, 37—39, ungepreßt, 36—38, Weizenstroh 263—268, Weizenmehl OHN 245—250, Weizenmehl 0 225 bis 230, Nr. 1 185—190, Nr. 4 150—155, Nr. 8 108 bis 110, Roggenmehl Nr. 0/1 220—225, 65 Brog. 210—215, Nr. 11 190—195, Nr. IV 105—107, Graupen Nr. 10—6 220—265, Bruchgrain 220 bis 225, Stärke 245—253, Reis Burma II 185 bis 195, Mehlmais 240—250, Bruchreis 170—180, Weizenkleie 77—78, Roggenkleie 78—80, amerik. Fett 900—970, Eier: frische böhm. und mähr. 32 bis 35, slowak. 28—31, polnische 28—29, frische polnische (1440 Stück) in Doll. 14—15.50.

Die Augen der Pflanzen.

Längst sind wir dank den Ergebnissen längerer Forschungsarbeit von der Ansicht abgekommen, daß die Pflanzen unbeseelte Wesen seien. Wir wissen heute, daß sie in ihren Lebensbedingungen unendlich mannigfaltig und geheimnisreich sind. Wir haben zum Beispiel schon selber beobachtet, daß die Zweige eines Baumes sich dem Licht zu und von beschatteten Stellen abwenden. Auch der Existenzkampf der Pflanzen ist gleich dem des menschlichen Lebens. Es gibt auch Pflanzen, die sich nicht scheuen, in dem Kampf um Dasein die Methoden zu gebrauchen und sich mit Gewalt ihren Platz an der Sonne und ihr Recht auf das Leben erkämpfen. Bei den Schmarotzerpflanzen sind solche gewalttätigen Kampfmethoden nichts Seltenes. Sie überfallen gleichsam aus dem Hinterhalt die ahnungslose Pflanze, lassen sich auf ihr nieder, saugen den Saft aus und töten sie allmählich.

Auch die Unkräuter haben ihre wirksamen Waffen, die zum Teil in ihrer großen Anpassungslosigkeit bestehen. Ein Rindensmag an Nahrung und Licht genügt ihnen, um ein reiches Wachstum zu entfalten, so daß sie auf diese Weise einen Vorsprung vor den anspruchsvollen Kulturpflanzen gewinnen und diesen bald Nahrung und Licht wegnehmen und sie allmählich ersticken.

In wirksamen Waffen haben die Pflanzen Giftstoffe, Dornen und Stacheln, teils zur Verteidigung gegen Tiere, teils aber auch als Schutzwehr gegen das allzu nahe Herandrängen anderer Pflanzen.

Auch diplomatische Pflanzen gibt es: pflanzt man zum Beispiel eine Seifenstaude zu sehr in den Schatten, und sagt ihr der Platz nicht zu, so macht sie sich mit Hilfe ihrer langen Wurzelstöcke auf die Wankerschaft und scheidet sich allmählich auf einem Fleck an, wo es ihr besser behagt. Sie weicht Flug den schädlichen Einflüssen aus und weicht sich den geeigneten Platz zu erkern.

Der Mensch, der sich für die Krone der Schöpfung hält, — ob mit Recht, mag dahingestellt sein — hat doch längst einsehen müssen, daß er in vielen Punkten, zum Beispiel dem Tierreich, untergeordnet ist. Ein Adler zum Beispiel sieht auf

Entfernungen noch vollkommen deutlich und scharf, die uns Menschen mährchenhaft erscheinen; und auch die Augen der Insekten bieten unergleichliche Vorteile. Neues Forschungsergebnis ist aber, daß selbst das Auge der Pflanze, das sich auf Blättern befindet, ungleich empfindlicher ist als das menschliche Auge. Stellt man zum Beispiel zwei gleiche Kerzen auf, deren Leuchtkraft sowohl dem Auge, als auch einem ganz scharfen Lichtmessgerät gleichartig erscheint, so findet doch eine junge Kressepflanze, die man genau in die Mitte zwischen die beiden Lichtpendler stellt, mit unfehlbarer Sicherheit die um ein geringes hellere Kerze heraus. Ihr wendet sich der Keimling zu. Und wenn ein im Dunkel schwärmendes Fliegenchen ein zehntausendstel Sekunden belichtet wird, so genügt dieser gedankenschnelle Lichtstrahl, den ein Mensch gar nicht spüren würde, um auf die Pflanze Eindruck zu machen: ihr Stengel neigt sich nach der Seite, aus der der Lichtstrahl kam. Das Auge der Pflanze hat ihn gesehen.

Versuche haben festgestellt, daß Gräser fast unempfindlich gegen Lichtwirkung bleiben, daß aber die Spitze des ersten Keimblattes bei Hafer zum Beispiel äußerst empfindlich war. Hier also mühte sich demnach das Pflanzenauge befinden.

Das sogenannte Pflanzenauge haben wir uns als eine lichtempfindliche Zelle vorzustellen, und zwar können wir annehmen, daß mit auf der Oberfläche der Blätter eine Anzahl solcher Augen vor uns haben, die sogar eine linsenförmige Wölbung aufweisen. Diese Oberflächenzellen enthalten kein Blattgrün, sind also gläsern und können sehr wohl als Sehzellen dienen. Ein eigenartiges Experiment erwies die Richtigkeit dieser Theorien. Man trennte von einer Schlingpflanze die Oberhautzellschicht ab, legte sie auf photographisches Papier und erhielt deutliche Bilder.

Diese Pflanzenaugen sind übrigens nicht nur in dieser ganz primitiven Form vorhanden, sondern es gibt zum Beispiel Tropenpflanzen, bei denen die Linsen halbkugelförmig sind, also wahrscheinlich noch besser die Funktionen des Auges wahrnehmen können. Rudolf Merz.

Sport • Spiel • Körperpflege

Olympiafußballmannschaften in Deutschland.

England i. Sa.—Schland 3:1 (1:1). Englische Vöndermannschaft traf die Schulanber in guter Form an. Je länger das Spiel dauerte, um so mehr steigerte sich das Tempo und die Kampfkraft. Die Auswahl des Engländes gewann verdient.

Erzgebirge—Polen 1:1 (0:0). Die polnische Vöndermannschaft hinterließ in zwei den vorzüglichsten Eindruck und besetzte mit der erzgebirgischen Auswahlmannschaft einen großen und begehrtesten Kampf.

Leipzig—Norwegen 4:2 (1:2). Die sympathische norwegische Vöndermannschaft zeigte gegen die Leipziger Auswahl vorbildliche Leistungen in Ballbehandlung, Köppl und Kopfstoß und hätte bei etwas mehr Schußfreudigkeit ein verdienteres Unentschieden erzielt.

Bezirk Weichenfeld—Norwegen 4:12 (2:9). Die norwegische Olympiamannschaft zeigte im 2. Gostspiel ihr ganzes Können und errang bei den 6000 Zuschauern Bewunderung und stürmischen Beifall. Die Weichenfelder Bezirksmannschaft setzte zwar dem 1. Erfolg der Norweger bald einen vor sich entgegen, aber dann kam das bessere Können der Gäste entscheidend zur Geltung.

Rassel—Norwegen 0:2 (0:1). Die norwegische Vönderfußballmannschaft gab auch in Rassel eine überaus gute Gostrolle. Sie erwies sich den Rasselmannern im Feldspiel glatt überlegen, der Sturm schoß auch sehr viel aufs Tor, hatte aber infolgedessen, daß die große Mehrheit der Schüsse knapp vorbeiging oder vom Tor abprallte.

Regensburg—Finnland 4:0 (2:0). Die finnische Olympia-Vöndermannschaft zeigte sich etwas spielmüde, dagegen war Regensburg recht eifrig und technisch sehr gut, woraus ein verdienter Sieg entsprang.

Bezirk Dessau—Schland 1:1 (2:1). Zwischen die Vönder gegeneinander ihren Spielen in Wien eine Formverbesserung aufwies, reichte es nicht zu einem Siege aus, da die Dessauer außerordentlich gut aufgelegt waren.

Bezirk Salzgungen—Dänemark 1:1. Die von jeher als sehr spielfertig bekannte Salzgungen Mannschaft bewies gegen die Vöndermannschaft Dänemarks, daß sie wirklich mit zu den besten schüßeligen Auswahlmannschaften zu zählen ist. Der Sieg ist ein großer Leistungserfolg, denn auch die Dänen zeigten gute Leistungen.

Deutschland—Palästina 1:3 und 8:3. Die Gäste aus dem Süden bekamen es in Breslau und Waldenburg mit einer Bundesmannschaft zu tun. In Breslau gewann Palästina 3:1 infolge besserer technischer Leistungen. Das darauffolgende Rückspiel in Waldenburg sah zwar Palästina in den ersten 20 Minuten mit 2:0 in Führung, dann

Arbeiter, kümmert euch um eure Jugend! Unterstützt die Kinderfreundebewegung und die Jugendorganisation.

Der Sozialismus beginnt nicht in der Versammlung, sondern in der Familie!

bessere sich aber die Leistung der Bundesmannschaft und stellte das Endergebnis auf 3:3 zu seinen Gunsten.

Schlesien—Ungarn 3:2. In Gostig trat die schlesische Kreisauswahlmannschaft auf Ungarn. Die Schlesier bestanden ihre Probe sehr gut. Die Ungarn zeigten ein technisch gutes Spiel.

Dresden—Ungarn 3:2 (2:1). Ein unbedeutender Sieg Dresdens. Die Ungarn, die nach der Pause stark überlegen waren, hätten ein Unentschieden verdient. Das Spiel selbst war sehr schön und hinterließ einen guten Eindruck.

Bremen—Finnland 2:3 und Dortmund—Finnland 1:4. Die finnische Vönderfußballmannschaft erwies sich in ihren ersten Spielen nach dem Olympia als ein beachtlicher Gegner. Die beiden Bezirksauswahlmannschaften haben sich gegen die nordischen Gäste gut behauptet.

Bezirk Riesa—Polen 1:2. Die Bezirksmannschaft Riesa kann mit diesem Ergebnis ganz zufrieden sein, denn die Polen stellten eine Mannschaft, deren technisches Können nicht zu vernachlässigen war.

Württemberg—Schland 4:1. Die württembergische Kreismannschaft gewann dieses Spiel verdient.

Norwegische Leichtathleten in Deutschland.

Bessere Ergebnisse als in Wien.

Die sich auf der Rückreise von Wien befindenden norwegischen Leichtathleten starteten bei einem Abendspottfest in Feuerbach (Württemberg), wo sie zum Teil noch bessere Leistungen als in Wien erreichten. Diktus, Erissen (N.), 10.41 Meter; Rugeföhen, Raumann, Leipzig, 13.39 Meter; Weisprung, Birger (N.), 6.75 Meter; Geiger, Feuerbach, 6.54 Meter; Hochsprung, Helgesen (N.), 1.80 Meter; 100 Meter, Hansen (N.), 10.5 Sek.; 200 Meter, Berlin, 11.2 Sek.; 300 Meter, Hansen (N.), 22.6 Sek.; Weller, Feuerbach, 23.4 Sek.; 400 Meter, Geiger, Feuerbach, 52.5 Sek.; 800 Meter, Schirdemann, Leipzig, 2:00.3 Min.; 1000 Meter, Bestal (N.), 2:03.2 Min.; 3000 Meter, Wagner, Leipzig, 15:43 Min.; 5000 Meter, Wüchsen, 15:44.8 Min.

Die norwegischen Olympialeichtathleten waren am 1. August Gost bei Fort 93 (Sauff). Es zeigte sich bei ihnen eine gewisse Ermüdung, trotzdem gab es spannende Kämpfe. Von den Ergebnissen nennen wir: 100 Meter-Lauf, Hansen (N.) 11 Sek.; Hochsprung, Helgesen (N.), 1.78 Meter; Speerwerfen, Olsen (N.), 51.37 Meter; Stoschsprung, Logler, Dresden, 3.90 Meter; Weisprung, Birger (N.), 6.50 Meter.

Der Abflugstart der norwegischen Leichtathleten in Hamburg sah sie wieder in bester Form. Hansen (N.) lief die 100 Meter in 10.4 Sek. und die 400 Meter in 30 Sek. Im 100 Meter-Lauf wurde Hugel, Hamburg, vierter in 11 Sek. 15.00 Meter, Bestal—K26, Hamburg 1:13.8 Min.; 4x100 Meter, K26, Hamburg, 45.7 Sek.; 3x200 Meter, Hamburger Sportklub, 1:12.8 Min.; Olympische Stafette, K26, Hamburg, 3:45.5 Min.; Norwegen 3:54.6 Min.; Hochsprung, Helgesen, 1.77 Meter; Weisprung, Birger (N.), 6.83 Meter, Weis, Hamburg, 6.51 Meter.

Voraussetzungen: Seelisch Laub.

Schreibkalleur: Wilhelm Richter. Beramtsrichter Redakteur: Dr. Emil Strauß. Druck: Otto A. S. in Zeitung und Buchdruck. Für den Druck verantwortlich: Otto Gollit. Die Zeitungsmenschenliste wurde von der Zeit a. Zeitungsdruckerei mit. Gollit Nr. 13.900/VII/1930 bearbeitet.

Der Mann, der die Ohrseige bekam.

Von W. Hoff.

„Sie geben also zu“, sagte der Amtsrichter, „daß Sie dem Privatflöger eine Ohrseige gegeben haben, obwohl er Ihnen in der freundlichsten und lebenswürdigsten Weise entgegengekommen ist?“

„Nicht obwohl, sondern weil, Herr Amtsrichter!“

„Was wollen Sie damit sagen?“

Der Angeklagte schenkte einen Augenblick zu überlegen. „Es ist eigentlich sehr einfach“, sagte er dann: „Was habe dem Herrn Oberleitner die Ohrseige gegeben, weil ich seine Lebenswürdigkeit nicht mehr ertragen konnte. Sie hatten mich vielleicht für einen ausgewachsenen Grobian, Herr Amtsrichter, für einen Monds — ich bin im Gegenteil der friedliebendste Mensch der Welt — wenn man mich in Ruhe läßt. Aber man läßt mich nicht in Ruhe, zum Beispiel: ich bereite ein Rehranz und will zu Mittag essen. Möglicherweise natürlich. Mein Tisch mehr frei. Aber dort in der Ecke, da sitzt ein Einschüchterer und bei dem nehme ich Platz. Mit einem höflichen Gruß verflucht sich. Wenn er ein wenig lacht, wenn er sich amüsen läßt, daß es ihm unangenehm ist, gestört zu werden, dann ist es gut. Aber er tut leider das Gegenteil. Er ist von einer Jückerkonnentheit, die ihresgleichen sucht. Er rüdt beinahe den Tisch weg, daß ich nur Platz habe. Er überreicht mir die Speisekarte, obwohl er selber noch nicht gewählt hat. Er fragt, ob es bestimmt nicht zieht, ob ich nicht lieber auf die andere Seite setzen will usw. Unermüdlich in seiner Aufmerksamkeit. Sie meinen, das sei sehr nett von dem Mann, nicht wahr? Ja — es sieht so aus. Aber diese fatale Einschüchterer verpflichtet und wenn man sich nicht verbeugt, ist man eingeschüchtert, das heißt, man hat einen Hoffschickensbekanntnis mehr

und muß notgedrungen als Kultureuropäer sich ihm gegenüber benehmen. Warum aber soll ich einem Menschen, den ich vor zwei Minuten noch nicht gekannt habe, sagen: „Bitte nach Ihnen!“? Warum soll ich ihm den größeren Teil des Tisches überlassen? Warum das Brotchen, das mir gerade verlockend scheint? Nun mindestens kostet mich der Mann zehn Minuten Zeit, und das allein ist schon höchst fatal.“

Ganz ähnlich ist es im Theater, in der Elektrizität, überall, wo Menschen zusammenkommen. Neben einem Tagend, denen man höchst gleichgültig ist, die einem höchst gleichgültig sind, ist immer auch der feindlich — allzu feindlich Herr mit seiner Lebenswürdigkeit und Zuverlässigkeit. Man nennt das gute Erziehung. Früher, wie die Leute noch mehr Zeit hatten, wie sie sich nicht ausschließlich um sich selber kümmern brauchten, da mag das ja ganz nett gewesen sein. Aber wir leben nicht mehr im Biedermeier-Zeitalter. Jawohl — ich komme schon zur Sache. Ich führe also mit der Eisenbahn von Frankfurt nach Wien. Ich muß das öfter tun, und es ist nicht immer angenehm. Aber schließlich macht es mir nichts aus, wenn ich einen Grobian, einen unzufriedenen Menschen als Abteilgenossen habe. Ja, ärgere mich vielleicht ein wenig über ihn, wenn er die Fenster aufreißt, wenn er mich rücksichtslos auf die Hüfteraugen tritt, wenn er mir seinen Koffer auf den Kopf fallen läßt. Aber ich weiß mich schon zu schützen, und wenn ich mich von dem Grobian trenne, habe ich zumindest keine Zerrüben bei ihm.“

Bei der Fahrt, um die es sich hier handelt, war es leider anders. Als ich in Frankfurt das Abteil betrete, befindet sich mir ein Herr darin — eben der Herr Oberleitner. Er hat den einen Fensterplatz inne, der andere steht mir zur Verfügung. Ausgesprochen! „Guten Tag!“ sage ich kurz, gebe meinen Koffer ins Gepäck und will mich setzen. „Ich habe die Ehre“ sagte der Herr Oberleitner außerordentlich freundlich. Damit

wären also die Formalitäten hinreichend erfüllt und wir könnten ruhig aneinander gegenüber sitzen bis die Fahrt zu Ende ist. Aber der Herr Oberleitner ist ein freundlicher Herr — ein allzu freundlicher. Ob ich lieber vor, oder rückwärts fahre, fragt er mich; er sei gerne bereit, mit mir den Platz zu tauschen. Ich danke: Es sei mir völlig gleichgültig. Herr Oberleitner erzählt dann einiges von Leuten, die das Rückwärtsfahren nicht vertragen können. Dann kümmert er sich darum, ob mein Koffer auch richtig im Reck liegt. Dann fragt er mich, ob ich das Fenster offen oder geschlossen haben will, und — obwohl er sieht, daß ich rauche — ob ich etwas dagegen habe, daß er sich eine Zigarre anzündet. Ich befand mich beim Antritt der Fahrt in einer durchaus verfluchten und ruhigen Stimmung, und darum wehrte ich mich von Anfang an nicht entschieden genug, war nicht abweisend genug, gegen den lebenswürdigen Herrn Oberleitner. So erfuhr ich denn in Danau seinen werten Namen: in Würzburg konnte ich seine familiären Verhältnisse — ich habe sie inzwischen unglücklichweise wieder vergessen. Herr Oberleitner war in allem und jedem meiner Meinung. Er stimmte mir leidenschaftlich zu, als ich bemerkte, das Wetter sei schrecklich, und als ich zehn Minuten später den Sonnenschein rühmlich fand, fawor er, er habe noch nie einen so schönen Sommer erlebt. Ich dachte nicht daran, in den Speisewagen zu gehen, aber der freundliche Herr Oberleitner sagte mir solange vor, er werde auf mein Gepäck acht geben, bis ich wirklich fand, daß ich auch da zu Abend essen und die Sullen meiner Frau während der Nacht verpassen konnte.

Na — und dann, zwischen Regensburg und Passau, als ich aus dem Speisewagen zurückkam, da ist es eben passiert. Herr Oberleitner hatte mir seine Reisetasche auf meinen Platz gelegt und hat mich in rührenden Worten mich ihrer zu bedienen. Da habe ich ihm dann eben eine heruntergehaut!“

„Aber das ist ja ganz unerhört!“

„O nein, Herr Amtsrichter! Ich konnte einfach die Freundlichkeit des Herrn Oberleitner nicht mehr ertragen. Ich hatte da ohne jedes Zutun meinerseits die Bekanntheit eines Menschen gemacht, der mich nicht im mindesten interessiert. Dieser Mensch drängte mir seine Lebenswürdigkeit auf und verpflichtete mich, ihm soziales einen Blankowechsel auf meine Freundlichkeit auszustellen — das war ein eiliges Geschäft. Nach meiner Meinung hat man ohnedies viel zu viel Bekanntheit — leidenschaftlich neue Verpflichtungen einzugehen, dazu besteht nicht der mindeste Anlaß. Man stürzt sich sozusagen in Schuld, deren Höhe man nicht kennt. Es tut mir leid, daß ich dem Herrn Oberleitner die Ohrseige gegeben habe, aber das ist nun nicht zu ändern.“

„Der Herr Privatflöger besteht nicht auf Ihre Bestrafung, wenn Sie sich entschuldigen.“

„Sehen Sie, Herr Amtsrichter! Das ist wieder ganz der freundliche Herr! Ich soll dem Herrn Oberleitner zum Dank verpflichtet sein. Ich will aber nicht! Ich übernehme keine Verpflichtungen! Beurteilen Sie mich nach den Paragrafen des Strafgesetzbuches — nachher will ich den Herrn Oberleitner die Hand geben, zum Abschied!“

Der Amtsrichter erkannte in Anbetracht der Schwere des Falles auf fünfzig Mark Geldstrafe. Der Beklagte nahm das Urteil ohne Bedenken an. Dann trat er auf den Kläger zu.

Herr Oberleitner — die Sache ist also jetzt in Ordnung. Ich habe die fünfzig Mark und bin Ihnen nichts mehr schuldig. Ich hoffe, Ihnen nicht mehr zu begegnen. Nebrigens habe ich jetzt ein Rezept gegen übertriebene Freundlichkeit. Wenn mich jemand von Ihrer Gemütsart antritt, dann deute ich auf meine Ohren und auf meinen Mund und schüttle den Kopf: ich schau stumm!“